

Ich antwortete, daß das zu lang werden, aber freilich nicht ohne Reiz für mich seyn würde, daß mein Atlas die Geschichte eines großen Theils meines Lebens enthalte, daß ich ihm vorzüglich das Glück verdanke, mich hier in seiner Nähe zu befinden u. s. w.

So stehe denn hier die Mittheilung darüber, wie ich sie in einigen Tagen darauf zusammengeordnet hatte. Ohnstreitig fordert ihre Länge Nachsicht, aber zur Entschuldigung dafür mögen einzelne Gegenstände darin dienen, an welche sich meine süßesten Erinnerungen, meine glücklichsten Jahre, die Zeit meiner Jugend, meiner Kraft und vollen Gesundheit, mit einem Worte, der theure und kurze Augenblick meines reichsten Lebens knüpfen. Lang wird man sie finden, ich wiederhole es, aber man verzeihe es den Genüssen, die sie mir ins Gedächtniß zurückruft. Selbst indem ich sie später wieder durchlese, mangelt mir die Kraft, etwas davon auszustreichen.

Geschichte des historischen Atlas.

„Dieser Atlas verdankt sein Entstehen ganz dem Zufall, vorzüglich aber der Noth, die, wie das bekannte Sprichwort sagt, die Mutter aller Erfindungen ist. Im Moment der ersten Unglücksfälle unsrer Auswanderung ward ich durch den politischen Orkan in Londons Straßen geschleudert, ohne Kenntnisse, ohne Mittel, ohne Hülfquellen, aber mit Muth und gutem Willen, und mit diesen ausgerüstet war London damals für jeden ein sicherer Boden.

„Nachdem ich ohne Erfolg in mehreren Richtungen herumgetapft hatte, beschloß ich, nur auf mich selbst zu bauen, entschloß ich mich, zu schreiben. Das hieß, es ohngefähr so wie Figaro zu machen. Ich hatte einen Augenblick die Idee, mich ins Fach des Romans zu werfen. Die Anerbietungen eines Buchhändlers gaben mir den Gedanken dazu ein; aber er begehrte zu viel und wollte dafür zu wenig selbst geben. Ich entschied mich also für die Geschichte, die jedenfalls mir doch wenigstens moralischen Gewinn versprach, indem sie mir positive Kenntnisse erwarb. Da entstand die erste Idee zum historischen Atlas. Es war eine Eingebung des Himmels; ich bin ihr mein ganzes darauf folgendes Leben schuldig. Anfangs war er bloß eine einfache Skizze, weit entfernt von dem, was das Werk jetzt ist, eine bloße Namensaufzählung. Immer genug jedoch, um mich von da an aus der Verlegenheit zu reißen und mir selbst, verglichen mit dem Elend der Auswanderung, ein wahres Vermögen zu erwerben. Nun kam der Friede von Amiens

und die Wohlthat Ihrer Amnestie. Meine Verhältnisse waren geordnet genug, um mich ohne Absicht, als bloßer Reisender, nur um die Lust des Vaterlandes wieder zu athmen und die Hauptstadt wieder zu sehen, nach Paris zu verfügen. Als ich aber einmal da war, fühlte ich mich Herr meiner Sprache, Nachforschungen waren leicht, meine Ideen, mein Urtheil hatte sich erweitert, ich gebot über meine Zeit, mich selbst, und unternahm das Werk, so wie es jetzt vor mir liegt. Regelmäßig gab ich alle 3 Monate 4 Bogen davon heraus. Damals gieng es mir wirklich, sowohl moralisch als in pekuniärer Hinsicht, bewundernswürdig glücklich. Theilnahme, Wohlwollen, Anerbietungen aller Art, Geld, Kenntnisse, alles kam mir von jeder Seite entgegen. Es war ohne Zweifel die angenehmste Periode meines Lebens.

In England hatte ich mein Werk unter einem angenommenen Namen herausgegeben, um die Ehre des meinigen nicht zu compromittiren. Ich nannte mich Le Sage, wie ich mich eben so gut Leblanc, Legris, Lenoir hätte nennen können. Freilich aber hätte ich nicht übler wählen, oder wenigstens keinen allgemeineren Namen annehmen können, denn als einige Zeit darauf ein Brief an mich unter dieser falschen Adresse anlangte, erhielt ich ihn erst, nachdem er in den verschiedenen Vereinen französischer Ausgewanderten durch die Hände von 22 Geistlichen gelaufen war, die alle so hießen, deren letzter, der wahrscheinlich entdeckt hatte, daß der Brief ihm nicht gehöre, ihn mir im heftigsten Zorn zusandte, indem er die Warnung hinzufügte, doch, wenn man seinen Namen verändern wollte, nicht den von andern Leuten anzunehmen.

„In Frankreich behielt ich denselben Namen Le Sage bei. Er gehörte nun einmal zum Atlas; ein neuer hätte die Käufer täuschen können, indem sie deshalb ein anderes Werk erwartet hätten. Auch wollte ich übrigens den meinen nicht der Ungewissheit des Erfolgs, vielleicht gar den Beleidigungen eines Journals preisgeben oder von der Polemik mit Roth besprühen lassen. Als das Werk nun vollkommen geglückt war, dachte ich nicht mehr daran, und vielleicht lag es noch in einem Ueberreste alter Vorurtheile, den ich mir nur schlecht verbarg.

„Allerdings war mir der literarische Ruhm sehr schmeichelhaft, aber ich stammte aus kriegerischem Geschlechte und war, wie ich mir selbst sagte, mit Gewalt gezwungen worden, einen andern Weg zum Ruhme zu betreten. Die Umstände nöthigten mich zu diesem. Aber ich wollte es doch wenigstens heilig versichern, daß ich alle meine Pflichten in Beziehung auf das erstre gekannt hatte. Auch habe ich übrigens nie Ursache gehabt, diesen doppelten Namen zu bereuen; im Gegentheil hat er mir oft große Freude ge-

währt. Unabgesehen von dem wahren Bewegungsgrunde verbreitete er einen Firnis des Abenteuerlichen und Romanhaften über mich, welches nie unangenehm gewesen ist, und überhaupt ganz in meinem Charakter lag. Er hat eine Menge Quiproquos und lustiger Scenen, die mir sehr werth waren, herbeigeführt. So wurde ich z. B. in England in einer ganz unbefangenen Gesellschaft gefragt, was denn eigentlich an dem Werke des Herrn Lesage sei? und in einer Erziehungsanstalt sagte man mir Grobheiten, weil ich dabel beharrte, es herabzusehen u. s. w.

„So lange ich mich selbst mit dem Werke beschäftigte, wollte ich alle, die es begehrten, selbst bedienen und unmittelbar mit ihnen unterhandeln. Nun konnte ich die angenehmsten Bekanntschaften machen und brauchte keine mehr zu suchen, sondern sie nur abzulehnen. Vorzüglich gesucht war ich in Frankreich. Ich ärndtete da die schmeichelhaftesten, zartesten, gewähltesten Ausdrücke ein, man behandelte mich auf die feinste Weise; ein Theil, weil er wußte, wer ich sey, der andre gerade deshalb, weil er es nicht wußte, alle, weil ich im vollkommensten Gleichgewichte mit jedem blieb. Ich, meinerseits, genoß des sonderbarsten Schauspiels von der Welt. Da man mir bei der Unterzeichnung seinen Namen nennen mußte, so lies ich eine Menge Personen, die ich sehr gut kannte und stillschweigend beobachtete, die Musterung vor mir passiren. Da vorzüglich konnte ich nach Gefallen über die Verschiedenheit der Meinungen, der Urtheile und des Geschmacks unter den Menschen Ueberlegungen anstellen. Das einzige, was der eine an dem Werke auszufehen fand, war gerade das, was der andre am meisten bewunderte; was ein dritter als unerläßlich anrieth, tadelte ein vierter als unzulässig, und jeder verfehlte nicht, wie gewöhnlich, seine Ansicht als die der Allgemeinheit darzustellen, es war durchaus die von ganz Paris, ja von der ganzen Welt.

„Dabei konnte ich mich vorzüglich von dem großen Vortheile überzeugen, der darin liegt, seine Sachen selbst zu besorgen, so viel von dem Einflusse, welchen Gefälligkeit und Artigkeit in allen Lebensverhältnissen haben. Ich nahm alles an, was man mir vorschlug, ich war sogleich mit allem einverstanden, was man verlangte, und man bezahlte mich dafür hundertfach. Jemand, der vielleicht gar nicht in der Absicht gekommen war, das Werk zu kaufen, nahm es nun nicht allein mit, sondern führte mir auch 10 bis 30 Unterzeichner zu, ja einige sogar bis zu hundert.

„Dieser lies mein Werk vom Ministerio des Innern für klassisch erklären, ein andrer es in die äußern Verhältnisse einführen, ein Dritter wollte mir den Ehrenlegionsorden dafür verschaffen, ein Vierter rückte treffliche Aufsätze darüber in die Zeitschriften ein.

Wohlwollen, Zuneigung stiegen bei einigen bis zum Enthusiasmus. Ich will hier nur von einem Unterzeichner in der Provinz sprechen, der, ohne mich zu kennen, zurückschrieb und mich dringend bat, mein Bild vor dem Werke in Kupfer stechen zu lassen, indem er sich, wenn ichs erlaubte, die Hälfte der Kosten zu tragen erbot. Noch ein anderer, der Eigenthümer des schönen Schlosses Montmorency, kam jede Woche zu mir, um, unter dem Vorwande, nachzusehen, ob nicht ein neuer Bogen erschienen sei, wie er sich ausdrückte, seine glücklichsten Stunden mit mir zu verleben, indem er hinzufügte, daß, wenn ich Lust hätte, meine Unterhaltungen wie meine Bogen mir bezahlen zu lassen, es nur von mir abhängen würde, ihn zu Grunde zu richten. Ich erfuhr seitdem, daß dieses ein ganz sonderbarer Mann, ein wahrer Charakter für Labruyere, ganz und gar à la Jean Jacques war. Lange erschöpfte er sich mir gegenüber auf die zarteste Weise in Anerbietungen aller Art, selbst in väterlichen Verlockungen. Herr Lesage, sagte er mir mehr als einmal, Sie sollten sich verheirathen, Sie würden eine Frau und noch viel mehr einen Schwiegervater glücklich machen. Nun besaß er aber bloß eine einzige Tochter und war sehr reich dazu. Endlich verlor ich ihn aus dem Gesichte und erst lange Zeit nachher, bei einer Landparthie mit Damen meiner Bekanntschaft, rief mir ihn der Anblick des Schlosses Montmorency, dessen Eigenthümer er war, ins Gedächtniß zurück. Ich erzählte meine Geschichte; unsre Neugier wuchs dabei und so bekamen wir Lust, diesen Ort zu besuchen. Man wollte uns nicht einlassen. War denn der Herr nicht da? Nein, im Gegentheil, eben weil er da war. Ich sagte ja eben, daß er ein sonderbarer Kauz gewesen; er hatte sich in seine Wohnung eingemauert und gänzlich unzugänglich gemacht. Mit vieler Mühe setzte ich durch, daß man ihm den Namen Lesage nannte. Dies wirkte magisch und auf der Stelle. Schnell ward die Beleidigung gegen einen eleganten Wagen und eine reiche Livree wieder gut gemacht. Die Pforten öffneten sich zum großen Staunen besonders derer, die sie bewachten. Es war Befehl gegeben, uns alles zu zeigen, alles anzubieten. Wir hatten Vorräthe zu einem kleinen ländlichen Abendessen mitgenommen, aber es war auf der Stelle ein köstliches Diner vorgerichtet, das wir im Guten oder Bösen in einem schönen Saale von Stucco einnehmen mußten. Und alles das geschah ohne allen Eigennutz, denn der arme Greis war durch die Gicht an sein Zimmer gefesselt. Als er mich wieder sah, bezeugte er außerordentliche Freude. Es war gleichsam für ihn die Rückkehr des verlorenen Sohnes. Er wollte durchaus auch meine Gefährten sehen, und ließ sich mühsam zu uns führen, um beim Nachtsch die Honneurs zu machen. Was uns aber über

alles entzückte, war dies, daß er ganz bestimmt überzeugt war, mit ehrlichen Bürgerleuten zu thun zu haben, und doch waren es Damen hohen Standes. Er wollte mich gar nicht fortlassen, ich müsse wiederkommen, sagte er, und werde nebst jedem, den ich mitbrächte, stets eben so freundlich aufgenommen werden. Ach! er setzte mich nicht in die Verlegenheit, davon Gebrauch zu machen, denn schon einige Tage darauf las ich in den Zeitungen den Tod dieses innigen und wahrhaften Freundes.

„Mit dem Beginn meiner Ehrenstellen endete auch in jeder Hinsicht das goldne Zeitalter meines Werks. So bald ich wieder bei Hofe erschien, und mich Ew. Majestät näherte, hielt ich ähnliche Beschäftigungen nicht mehr für schicklich. Ich vertraute sie einem alten Schulfreund an, der gleich mir ausgewandert gewesen, dieser aber wußte sich nicht so viel Vortheil davon zu verschaffen.

Beim ersten Erscheinen auf meinem neuen Felde erhielt ich anfangs noch immer von allen Seiten große Lobsprüche über mein Werk, ich antwortete aber nur oberflächlich darauf, wie man es etwa bei einem Balle thut, wenn man seine Maske abgelegt hat. Als man bemerkte, daß ich selbst nicht wieder davon anfieng, daß ich es nicht anführte, daß ich ausführliche Gespräche darüber vernied, hörte man auf, mit mir davon zu sprechen, und wunderte sich am Ende sogar darüber, daß ich es geschrieben habe, wenn man es auch nicht in Zweifel zog.

„Mein Lieber, sagte hier der Kaiser, selbst bis auf unsern Felsen ist dieser Zweifel gedrungen. Man hat behauptet, mich versichern zu können, daß dieses Werk nicht von Ihnen selbst sey, sondern daß Sie es gekauft hätten, und wollte dies unter andern damit beweisen, daß es sehr ungewiß sey, ob Sie es auch selbst von Grund aus kannten, weil Sie nie davon sprächen. Darauf habe ich denn weiter nichts geantwortet, als: Habt ihr denn aber je eine Frage an ihn gethan, die er euch nicht vollständig beantwortet hätte? Und dann sind es ja ganz seine Phrasen, sein Styl, dieselben Ausdrücke u. s. w.

„Ich ergegnete darauf: Es haben wohl viele geglaubt, daß ich durch diese Ableugnung verlor, aber ich zog den guten Geschmack der Marktschreierei vor, und übrigens folgte ich auch dabei meiner Natur. Ew. Majestät schilderten uns ohnlängst Sneyß, wie er mit Aufsäßen voll Projekte bepackt eintritt, und beim ersten Worte des Widerspruchs, sobald er sich genöthigt sehen würde, sie zu vertheidigen, seine Papiere wieder aufrast, und damit davonläuft. Nun, gerade so bin ich auch. Ich habe nie das große Wort führen, nie vor der Welt meine Meinung vertheidigen können, ich bedarf dazu des Ansehns meiner Stelle, oder der Hingebung der

Freundschaft. In jedem andern Falle bleibe ich still, ob ich gleich fein zuhöre; man müßte mich denn fragen, oder mich außs äußerste treiben. Wie dem auch sey, so fand ich mich doch in meiner Lebensdunkelheit vom allgemeinen Wohlwollen umgeben, dagegen meine Erhebung mir direkte Feinde und jenes unbestimmte Gefühl der Eifersucht und des Uebelwollens zuzog, das den Glücklichen stets nachschreitet. Nun zeigten die Journale, die seit langer Zeit sich in jeder Art der schmeichelhaftesten und günstigsten Ausdrücke über den historischen Atlas erschöpft hatten, welche Artikel darin schlecht sehen, und wenn man auf den Grund ging, bekannte der Rezensent frei, daß doch nur Verschiedenheit der Meinungen und politische Stellung die einzigen Ursachen davon wären.

„Das Institut erstattete einen Bericht über die seit einigen Jahren erschienenen Werke. Der Atlas war darin gemißhandelt.

„Als ich mich einst zufällig und unter meinem Namen Lesage mit dem Verfasser dieses Berichts in Gesellschaft fand, bezeugte ich ihm meinen Kummer darüber. Er bekannte mir aufrichtig, daß Werk und Autor ihm unbekannt gewesen wären, daß da er jene Arbeit nicht allein habe vollenden können, er sie getheilt. Der Artikel Lesage sey ihm noch mit viel härtern Ausfällen übergeben worden, als er nachher erschienen, indem er ihn sehr gemäßig habe. Ich habe dabei deutlich gesehen, fuhr er fort, daß Sie Feinde unter uns haben, und die verdanken Sie ihren Lebendgewohnheiten, ihrer Lage. Sie haben sich mit einem gewissen Herrn Grafen, ich weiß nicht wie er heißt, verbunden, der Stellen bei Hofe bekleidet. Hofleute aber und Wissenschaften schicken sich nicht gut zusammen. Die Herrn dort gehören nicht zu uns. Man sagt, Sie machten die Arbeit, und er gebe das Geld dazu her. Wozu das? Unstreitig benutzt er Sie für sich, dieser Herr Graf! Da ihr Werk wirklich recht brav ist, so hätte Ihnen ihr Buchhändler Credit gegeben. Uebrigens sage ich hier weiter nichts, als was ich gehört habe, und meine es gut mit Ihnen. Wollen Sie unsern Beifall, so müssen Sie sich uns mehr nähern, sich mit unsern Ansichten einverstehen, und die Vornehmen bei Seite lassen.

„Ich antwortete ihm mit möglichster Schonung, daß ich ihm allerdings danke, aber seiner Moral nicht ganz folgen könne, daß er meinen Freund falsch beurtheile, daß unsre Börse, wie unsere Existenz gemeinschaftlich wären, unsre Verbindung, unsre Innigkeit unauflöslich, daß wir uns versprochen hätten, uns nie von einander zu trennen, sondern zusammen zu leben und zu sterben, und daß es sehr schwer fallen dürfte, uns davon abzubringen. Kurz es war eine wahre Komödienscene. Einige Zeit darauf speiste ich bei einem Prinzen, ich saß neben ihm, und war ganz im höchsten

Staate. Unter den übrigen Gästen ward ich auch mein Mitglied des Instituts gewahrt. In seinen Augen malten sich Traunen und Unruhe. Ich redete ihn mehreremale an. Er wendete sich zu seinen Nachbarn, sprach leise mit ihnen, und zog Erkundigungen ein. Nach Tisch kam er zu mir, und bat mich, indem er die Sache sehr geistreich behandelte, ihn aus der Verlegenheit zu reißen. Er erinnere sich wohl, daß er die Ehre gehabt habe, mich bei sich zu sehn, aber daß er weder den bösen Streich, den ich ihm gespielt, noch die vollständige Mystifikation, die ich gegen ihn beliebt habe, begreifen könne. „Es war ganz und gar keine, antwortete ich, ich sagte Ihnen bloß die Wahrheit, nur sahen Sie damals den Herrn Lesage vor sich, der die Kenntnisse hergiebt, und erblicken jetzt den Herrn Grafen, der das Geld dazu vorschiesst. Sehen Sie daraus, wie man Geschichtchen zu erfinden pflegt, und was solche Berichte werth sind.

„Ein ähnlicher und eben so lächerlicher Mißverstand verschaffte auch Herrn Lesage, in dem berühmtesten gelben Zwerge, als Genealogisten des Ordens, die Ehrenstelle einer Wetterfahne unter dem recht lustigen Namen des *parvulus sapiens* (kleinen Weisen.) Sie gründete sich, wie ich späterhin erfahren habe, darauf, daß der König die Genealogie Em. Majestät, von der man sagte, daß ich sie bis auf Askanius und Aeneas zurückgeführt habe, hatte unterdrücken lassen. Es würde schwer seyn zu begreifen, was man damit habe sagen wollen, da in dem Atlas selbst nie das geringste gestanden hat, das man nahe oder fern auf etwas der Art beziehen könnte. Uebrigens ward ich bei allen Gelegenheiten, wo der Atlas und sein Verfasser etwa angegriffen wurden, von einer Menge eifriger und treuer Anhänger stets gefragt, ob es mir angenehm seyn würde, wenn sie ihn vertheidigten. Ich bat sie aber inständig, es nicht zu thun. Denn es schien mir für meine Ruhe gefährlich, das Publikum auf diese Art zu beschäftigen. Ich lachte selbst mit über die Streiche, die man dem Herrn Lesage spielte, es wäre mir aber peinlich gewesen, sie durch so etwas vielleicht bis zu seinem Gleichnamigen gelangen zu sehen.

„Daß übrigens der Atlas ein so allgemeines und ausgebreitetes Glück machte, mußte so seyn, weil das Werk in der That jedem Alter, jedem Lande, jeder Zeit, allen Ansichten, Klassen und Doktrinen angehört. Für den der lernen wollte, bot er Unterricht, für den der bereits wußte, Erinnerungen, dem Schüler war er ein Führer, dem Lehrer ein Entwickler, er vereinte Chronologie, Geschichte, Geographie, Politik u. s. w.

„Wenn man ihn recht faßt und ihn zu benutzen weiß, so kann man wirklich sagen, daß er eine ganze Bibliothek ausmacht. Er

ist das Vade mecum des Anfängers wie des Meisters, des Gelehrten wie des Weltmanns.

„Auch war der Absatz davon unermesslich, und ich glaube, daß nie ein Werk einen solchen gehabt habe. Als er erschien, betrugen die Unterzeichnungen darauf täglich über zwei bis dreihundert Louisdor. So lange ich mich selbst damit beschäftigte, konnte ich die Einnahme davon jährlich zu wenigstens 80,000 Franken anschlagen. Er hatte mich in der That wohlhabend gemacht. Ich besitze kein anderes Vermögen. Die Revolution hatte mir mein väterliches Erbthum geraubt, und da ich, um wieder ins Vaterland zurückkehren zu können, geschworen hatte, darauf zu verzichten, konnte ich seitdem weiter keine Ansprüche daran machen.

„In der Buchhändlerwelt hatte mir mein Werk einen Ruf gegründet, der im Nothfalle eben so viel werth war, als ein wirkliches Vermögen. Mehr als einmal sind Buchhändler zu mir gekommen, und haben mir zwei bis dreihundert Louisdor angeboten, um bereits ganz fertige Werke nur zu billigen, und meinen Namen darunter setzen zu lassen. Sie wunderten sich sehr darüber, daß ich es stets ausschlug. Hierbei erfuhr ich, daß die Verleger in der Hauptstadt es so zu halten pflegten. Ein Schriftsteller von Ruf kann damit Wucher treiben, es macht einen Theil seines Vermögens aus, er legt es auf hohe Zinsen an, ohne irgend ein Risiko von außen, es wird ein wesentlicher Artikel in seinem Einnahme-Budget.

„In mehrern Editionen sind von dem Atlas bereits 8 bis 10,000 Abdrücke erschienen, die mehr als 8 bis 900,000 Franken, vielleicht mehr als eine Million in Umlauf gebracht haben. 300,000 davon sind reiner Ueberschuß, und in meinen Händen. Daraus allein besteht mein Vermögen, indem ich nichts besitze, was ich nicht durch den Atlas verdient hätte, und nicht noch in diesem Werke stecke. Bei meiner Abreise standen noch 150,000 Franken davon in guten und bösen Schulden aus, und über 200,000 Franken waren in guten Werken vorräthig, die ich dagegen eingetauscht hatte, und die zu Lieferungen für 1000 Thaler vereinzelt und in entfernte Länder geschickt, mit der Zeit mir sichere Einkünfte versprachen. Unglücklicherweise kann ich jetzt von allen dem glänzenden Gewinn nur auf das, was ich bereits besitze, rechnen, das Uebrige steht nun zu gewagt, als daß ich es nicht für verloren ansehen müßte. Niemand ist mit meinen Geschäften hinreichend bekannt, ich habe nicht Zeit gehabt, jemand damit zu beauftragen, das Detail derselben ist zu umfassend, zu verbreitet, zu verschieden, um von hier aus den Faden dazu darreichen zu können. Die schon gemachten Vorschüsse veralten, die Gläubiger sterben, ziehen weg

oder verschwinden, und was die Bücher betrifft, so werden sie vereinzelt, verschleudert, verdorben und verloren.

„So viel ist gewiß, daß ich im Begriff stand, mit diesem Werke mir ein noch weit glänzenderes Glück zu erwerben. Die ungerechtesten Umtriebe brachten mich darum. Die Sache ist zu sonderbar, als daß ich sie Ew. Majestät nicht mittheilen sollte.

„Im Anfange des Jahres 1813 kamen zwei Kaufleute, welche herausgebracht hatten, daß ich der Verfasser des historischen Atlas, Le Sage, sey, zu mir, und schlugen mir vor, daß wenn ich ihnen für zwei Millionen Franken an Exemplaren dieses Werkes geben wollte, sie mir sogleich 20 Procent in baarem Gelde dafür bezahlen, jene frei nach London schaffen, und sie dort immer noch als mein Eigenthum zu meiner Disposition stellen wollten. Ich machte große Augen, konnte nicht begreifen, glaubte, man wolle mich zum Besten haben. Sie dagegen suchten mir die Sache zu erklären, indem sie mir sagten, daß dies auf dem Gange und der gegenwärtigen Lage der Lizenzen beruhe, mit denen ich, wie sie wohl sahen, nicht bekannt sey. Ich behielt wenigstens so viel von dieser Unterhaltung, daß ich mir anders woher nähern Aufschluß verschaffen konnte. In der That erfuhr ich da auch, daß die mit Lizenzen versehenen Schiffe, wenn sie nach London fahren, und Colonial-Waaren holen wollten, ohne eine Ausfuhr, welche der projektierten Einfuhr an Nominalwerthe gleich sey, Frankreichs Küste nicht verlassen durften. Bücher gehörten mit zu den erlaubten Ausfuhrartikeln, und die Kaufleute suchten also deren, die hoch im Preise standen, und leicht im Transporte waren, um auf geringe Kosten sich dadurch das Recht zu einer bedeutenden Einfuhr zu verschaffen. Nun schien mein Werk ganz für eine solche Spekulation berechnet zu seyn. Doch ging ich, bevor ich mich auf sie einließ, zu dem Generaldirektor der Duanen und dem Präsident des Ausfuhr-Comité, um gewiß zu seyn, daß ich alles richtig aufgefaßt habe, und nicht gegen die Gesetze handle. Als sie mir dies bejahten, legte ich sogleich Hand ans Werk. Ich vollzog so eine der schönsten Handelsoperationen, die sich nur denken lassen. Die Zeit drängte und man hatte mir eine sehr kurze Frist bestimmt. Dreißig Folioblätter wurden an 30 der größten Pariser Pressen vertheilt, und diese arbeiteten von da an ohne Unterlaß. Alles ward auf Belin nach gleichem Format abgezogen, und stieg so mit jedem Tage im Preise bis über 100 Procent. Die ganze Druckerwelt von Paris kam dadurch so in Bewegung, daß selbst die Polizei darüber in Unruhe gerieth, bis sie erfuhr und begriff, wo dies hinaus wolle. Ich hatte direkt oder indirekt drei bis vierhundert Arbeiter dabei. Nach 21 Tagen mußten meine zwei Millionen Atlasbetrag fertig

seyn, und ich konnte meine 400,000 Franks im baaren Gelde dafür einstreichen. Ich war der einzige Mensch in der Welt, der eine solche Unternehmung machen konnte, denn ein ganz einziger Zufall hatte es gefügt, daß meine Bogen noch ganz gesetzt geblieben waren, indem ich allerdings für Buchdruckerbuchstaben einen sehr großen Aufwand gemacht. Ist erndtete ich aber die Frucht meiner Industrie und eines Zinsenverlustes von mehr als 10 Jahren. Es war eine wahre Quinterne. Ich war ganz wirklich darüber, aber ich hatte auf Sand gebaut, und sollte die ersten Augenblicke dieser schönen Täuschung grausam büßen.

„Der cynische Herr v. P., Generaldirektor des Buchhandels, mein College im Staatsrath, hatte sich vorgenommen, mir zu schaden, ohne daß ich den Grund davon hätte begreifen können. Während er mich versicherte, daß er mir keinesweges abgeneigt sey, daß er vielmehr seinem Collegen beistehen werde, hörte er nicht auf, unter der Hand zu schreiben, und die erfahrensten Buchhändler, die er für seine Maasregeln zu gewinnen gewußt hatte, gegen mich aufzuheizen. Ich konnte nicht daran zweifeln, denn man zeigte mir bei den Büreaux im Vertrauen seine geheimen Briefe, und die Schicklichkeit verbot mir nun sogar die Beruhigung, ihm seine Schlechtigkeit vorwerfen zu können.

„Er ließ mir zuerst den Einwand machen, daß meine Bogen nicht zugelassen werden könnten, weil das Gesetz nur von Büchern spreche. Ich fragte dagegen, ob das Gesetz nicht Bücher in rohen Bogen verstatte? und bemerkte, als dies bejaht ward, daß meine Bogen ein Buch seyen, das nur den Einband noch erwarte. Darauf erklärte Herr v. P. . . ., daß jene Gunst, die der Kaiser bewilligt habe, sich auf die Buchhändler beschränke, und nicht auch den Schriftstellern zu statten komme. Der Minister des Innern, der rechtliche Herr von Montalivet empörte sich gegen diese Parteilichkeit, und gebot dem Herrn von P. . . . Stillschweigen. Jetzt behauptete dieser nun, daß man den Preis meiner Bogen ungeheuer übertrieben habe. Man bewies ihm aus mehr als hundert Ankündigungen in Zeitschriften seit 10 Jahren her, daß dieser stets derselbe gewesen sey. Da fieng er an, über den innern Werth loszuziehen, und wollte beweisen, daß das, was ich für 100 Sous verkaufe, mir nicht 5 bis 6 koste, und erschuf andere gleich lächerliche Hindernisse. Unterdeß verging aber die Zeit, die Schiffe füllten sich mit Ladung, die Vortheile, welche mir die Rheder angeboten hatten, verminderten sich, die eigenmächtigen Würdigungen der Comités kamen dazu, und ich, der ich mein Unternehmen mitten unter diesen Schwierigkeiten fortgesetzt hatte, mußte mich noch für glücklich achten, daß ich, nach tausend Sorgen, tausend

Hindernissen, tausendfachen wirklichen Kummer nicht ganz zu Grunde gerichtet war, und doch meinen Aufwand, der mehr als 80,000 Franks betragen hatte, wieder herausziehen konnte.

„Aber es ist doch kaum glaublich, ergenete der Kaiser, wie das alles so zugehen konnte? Ihr Unternehmen wäre ganz in meinem Geschmacke gewesen, es hätte Sie in meinen Augen erhoben, mir gefallen, Ihre Einrichtungen in allen diesen Dingen würden mich überrascht haben. Denn nichts machte mir überdies mehr Vergnügen, als die, welche um mich waren, auf eine rechtliche Art Geld gewinnen zu lassen. Warum haben Sie mich nicht aufgesucht, mir P . . . gebracht? Sie hätten sehen sollen, wie ich mit ihm umgesprungen wäre.“ — Sire, antwortete ich darauf, ich konnte das gar nicht im Sinne haben, der Moment war kritisch und Ihre Zeit kostbar. Wie hätte ich da so anmaßend seyn können, Gehör zu verlangen, und Ew. Majestät eine so verwickelte, so kitzliche Sache weitläufig vorzutragen. Wie Ihnen nur erst auseinander zu setzen, daß dieses Werk, das unter einem andern Namen erschien, mein Eigenthum sey? Wie mich unterstehen, Ihnen jemand, der Ew. Majestät so nahe stand, als in Lizenzen, zwanzig Procent, und Millionen des Buchhandels verwickelt vorzustellen? Ich wußte, daß Ew. Majestät mich damals noch so wenig kannten, daß ich sogar im Gegentheile bei dem Gedanken schauerte, es möchte Ihnen etwas davon zu Ohren kommen. Ich war allerdings sehr geschäftig dabei, aber ich machte doch so wenig Lärmen, als möglich, und entschloß mich, alles ruhig zu leiden.

„Sie thaten daran sehr Unrecht, sagte der Kaiser, Sie benahmen sich sehr ungeschickt gegen mich, und vielleicht selbst gegen P . . . Anders kann ich mir das so unnatürliche Widerstreben von ihm nicht erklären u. s. w.

Donnerstags am 16. Mal.

Der Bruch zwischen uns und dem Gouverneur war seit dem, was ich weiter oben seine erste Bössartigkeit, seine erste Beleidigung, seine erste Grobheit nannte, entschieden. Die gegenseitige Entfernung, das Mißverständniß, die Erbitterung stiegen immer höher. Wir waren sehr schlecht auf einander zu sprechen.

Gegen 3 Uhr kam er heut nebst seinem militairischen Sekretair. Er beehrte vor den Kaiser gelassen zu werden, um mit ihm von Geschäften zu sprechen. Der Kaiser war sehr unwohl, auch noch nicht angekleidet. Doch sagte er mir, daß er ihn, wenn er sich angezogen, annehmen wolle. So geschah's auch. Wenige Minuten drauf ging er in seinen Salon, und ich führte Sir Hudson Lowe hinein.

Ich blieb in dem Wartezimmer mit dem Sekretair, und konnte am erhöhten Ton der Stimme des Kaisers bemerken, daß es drin warm hergehe. Die Audienz war sehr lang und sehr stürmisch. Als der Gouverneur entlassen worden, eilte ich in den Garten, wohin mich der Kaiser rufen ließ. Seit zwei Tagen war er nicht wohl. Dies hatte ihn vollends krank gemacht. „Nun denn, rief er mir entgegen, die Krisis war stark; ich habe mich geärgert, mein Lieber! Man hat mir etwas schlimmeres als einen Zuchtmeister hergeschickt! Sir Lowe ist ein Henker! Sey dem wie ihm wolle, ich habe ihn heute mit meinem Sturmgefichte angenommen, den Kopf gesenkt und das Ohr gespißt. Wir sahen uns wie zwei Böcke einander an, die sich eben stoßen wollten, und meine innere Bewegung mußte sehr heftig seyn, denn ich fühlte deutlich, wie meine linke Wade zitterte. Das ist ein großes Zeichen bei mir, und seit langer Zeit war es mir nicht vorgekommen.“

Der Gouverneur hatte den Kaiser verlegen und mit abgerissnen Redensarten angesprochen. Es seyen Holzarbeiten angekommen, hatte er gesagt — Napoleon mußte es schon aus den Journalen wissen — es sey eine Wohnung für ihn — er möchte sehr gern wissen, was er davon dächte u. s. w. Darauf hatte der Kaiser durch Schweigen und eine sehr ausdrucksvolle Bewegung der Hand geantwortet. Der Gouverneur sey nun sogleich zu andern Gegenständen übergegangen, und der Kaiser habe ihm darauf mit Wärme entgegnet, daß er nichts von ihm wünsche, nichts begehre, sondern ihn bloß bitte, ihn in Ruhe zu lassen; daß, wenn er sich auch über den Admiral zu beklagen gehabt, er doch stets dessen Herzen habe Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er diesen Britten in seinen Unfällen doch stets mit vollem Vertrauen bei sich gesehen habe, daß dies jetzt nicht mehr derselbe Fall sey und daß er seit einem Monate, wo er sich in andern Händen befinde, mehr gepeinigt worden sey, als während der ganzen übrigen 6 Monate, die er nun schon auf der Insel zubringe.

Als der Gouverneur darauf geantwortet, daß er nicht hergekommen sey, um Belehrungen anzuhören, hatte der Kaiser erwidert: „Es sey doch sein, des Kaisers, Fehler nicht, daß jener sie nöthig habe. Sie haben gesagt, mein Herr, Ihre Instruktionen wären weit schrecklicher als die, welche der Admiral gehabt. Soll ich nach denselben durchs Schwert oder durch Gift sterben? Ich bin Seiten Ihrer Minister auf alles gefaßt. Da bin ich! Schlachten Sie Ihr Opfer! Ich begreife nicht, wie Sie es mit dem Gifte anfangen wollen; aber um mich durchs Schwert zu tödten, dazu haben Sie schon ein Mittel gefunden. Geschieht es wirklich, wie Sie mir schon haben drohen lassen, daß Sie das Innere meiner Wohnung verlegen, so sage ich es Ihnen im Voraus, daß das brave 53ste Regiment nur über meinen Leichnam eindringen soll.“

„Als ich Ihre Ankunft erfuhr, freute ich mich, mit einem General von Landtruppen zu thun zu haben, der, da er auf dem Kontinente und bei vielen großen Schlachten zugegen gewesen war, in Bezug auf mich die passendsten Maasregeln zu ergreifen, wohl verstehen werde. Ich habe mich abscheulich betrogen!“ Der Gouverneur hatte darauf entgegnet, daß er Militär im Sinne und nach dem Interesse seiner Nation sey, der Kaiser aber erwiedert: „Ihre Nation, Ihre Regierung, Sie selbst werden sich in Hinsicht auf mich mit Schande bedecken. Ihre Kinder werden diese theilen. So wird es die Nachwelt wollen. Gabs denn je eine ausgesuchtere Grausamkeit, als die Ihrige, mein Herr, indem Sie mich vor wenigen Tagen unter der Bezeichnung des Generals Bonaparte zur Tafel luden, um mich dem Gelächter und der Belustigung Ihrer Gäste auszusetzen? Mäßen Sie Ihre Achtung nach dem Titel, den Sie mir gütigst verliehen? Ich bin für Sie nicht der General Bonaparte; es gehört sich nicht für Sie, eben so wenig wie für jemand auf der Erde, mir die Bezeichnungen zu rauben, die ich mein nennen darf. Wäre Lady Loudon in meinem Bezirk gewesen, so würde ich sie wahrscheinlich gesehen haben, weil ich mit einer Dame nicht rechne; aber ich hätte doch geglaubt, sie damit sehr zu ehren. Sie haben, wie man mir sagt, Offiziere Ihres Generalstabs mir anbieten lassen, um mich statt des einfachen Offiziers, der in Longwood steht, auf der Insel zu begleiten. Mein Herr, wenn der Soldat die Feuerräufe in den Schlachten erhalten hat, so ist jeder derselben in meinen Augen gleich; ihre Farbe ist nicht das, was mir hier unangenehm fällt, sondern die Verpflichtung, sie zu sehen, und dadurch gleichsam den Punkt, gegen den ich doch Kämpfe, stillschweigend anzuerkennen. Ich bin kein Kriegsgefangener, ich brauche mich also den Regeln, die daraus folgen würden, nicht zu unterwerfen. Nur durch den schändlichsten Mißbrauch des Vertrauens befinde ich mich jetzt in Ihren Händen, u. s. w.“

Beim Fortgehen hatte der Gouverneur um die Erlaubniß gebeten, dem Kaiser seinen militärischen Sekretär vorstellen zu dürfen, der Kaiser aber geantwortet, daß dies ganz unnöthig sey, und daß dieser Offizier, wenn er zart fühle, sich darnach nicht sehr sehnen werde; er wenigstens fühle so. Uebrigens könne zwischen den Kerkermeistern und den Gefangenen kein Verhältniß eines geselligen Vereins statt finden; daß es mithin ganz unnütz wäre. Der Gouverneur wurde dann entlassen.

Späterhin kam der Großmarschall — und zwar vom Hause. Der Gouverneur war, vor und nach seiner Aufwartung bei dem

Kaiser, bei ihm gewesen — und wir vernahmen nun das Nähere über diese Zusammenkünfte.

Nach der Rückkehr war der Gouverneur sehr übel zu sprechen und beklagte sich höchlich über die böse Laune des Kaisers. Da er sich auf seinen eigenen Witz nicht sehr verlassen konnte, so habe er seine Zuflucht zu dem Abbé de Pradt genommen, dessen Werk uns eben jetzt gegenwärtig war. Mit diesem hatte er gesagt: „Napoleon habe sich nicht begnügt, sich ein eignes Frankreich, ein eignes Spanien, ein eignes Polen zu schaffen; er wolle sich auch noch ein eignes St. Helena nach seiner Phantasie bilden.“ Der Kaiser konnte sich nicht des Lachens enthalten.

Wir fuhren nun in der Kalesche spazieren und als wir wieder heimkehrten, gieng der Kaiser ins Bad. Er ließ mich rufen, sagte, daß er erst um 9 Uhr diniren würde und ich ihm jetzt Gesellschaft leisten solle.

Er kam immer wieder auf die Scene des heutigen Tages zurück, auf die abscheuliche Behandlung, die er erdulden muß, auf den Haß, der sie gebietet und die Grobheit, womit sie ausgeübt wird. Nachdem er hierauf einige Minuten geschwiegen und nachgedacht hatte, entfielen ihm abermals die schon oft ausgesprochenen Worte: „Mein Freund! sie werden mich hier umbringen! das ist gewiß! (Welch eine gräßliche Prophezeiung!)“

Um halb 11 Uhr entließ er mich.

Freitag, den 17. Mai.

Ich war während der ganzen Nacht sehr krank. Der Kaiser frühstückte im Garten und ließ mich dazu einladen. Er war ebenfalls traurig und niedergeschlagen, befand sich auch gar nicht wohl. Nach dem Frühstück giengen wir lange im Garten umher. Er sprach kein Wort. Die Hitze zwang ihn gegen 1 Uhr ins Haus zu gehen. Er bedauerte sehr, keine Schattenparthieen zu haben.

Um 4 Uhr ließ er fragen, ob ich noch krank sey, er kam vom Spazierenfahren in der Kalesche zurück, wobei ich ihn nicht hatte begleiten können. Ich gieng dann mit ihm und dem Großmarschall bis halb 6 Uhr spazieren. Noch immer war er traurig, gleichgültig und zerstreut. Bertrand mußte von seinem Aufenthalte in Konstantinopel im Jahr 1796, von seiner Reise nach Athen und seiner Rückkehr durch Albanien erzählen. Es war dabei häufig Frage vom Selim III., seinen Verbesserungen, dem Baron von Tott u. s. w. Alles das war höchst merkwürdig — aber unglücklicher Weise finde ich in meinem Manuscript nur Andeutungen und mein Gedächtniß versagt mir jetzt den Dienst, sie zu entziffern.

Nach dem Diner versuchte der Kaiser, der fast gar nicht gegessen hatte, uns die Sitzung der Akademie im Anacharsis vorzulesen. Weder in seinem Ton noch in seinem Wesen war die ihm eigne Kraft und das sonstige Feuer zu erkennen. Er schloß, gegen seine Gewohnheit, ohne eine besondere Erläuterung oder Bemerkung, und zog sich zurück sobald das Kapitel zu Ende war.

Sonabend, den 18. Mai.

Der Kaiser war immer noch unwohl. Nach der Heimkehr von einer Spazierfahrt in der Kalesche gieng er ins Bad und ließ mich zu sich rufen. Jetzt wurde er munter; wir haben recht freimüthig bis halb 9 Uhr zusammen geplaudert. Er verlangte in seinem Kabinet zu speisen und daß ich bei ihm bleiben sollte. Der Ort, das Tête à Tête, die elegante Bedienung, die schön geschmückte Tafel gaben mir, wie ich äußerte, die Idee eines recht lieben aber beschränkten häuslichen Verhältnisses, worüber er herzlich lachte. Er fragte mich viel über London, meine Emigration, unsre Prinzen, den Bischof von Urras. Er kam dabei selbst auf die vornehmsten Epochen seines Konsulats zurück und erzählte davon vielerlei besondere Umstände und recht merkwürdige Anekdoten. Dann sprachen wir von dem vormaligen, später von dem jetzigen Hofe u. s. w. Vieles hiervon würde bloße Wiederholung seyn, weil ich es, wie ich glaube, schon anderwärts erzählt habe. Andere Dinge sind in meinem Manuskripte bloß angedeutet und dadurch auf immer für mich verloren.

Nur Folgendes kann ich als neu niederschreiben. Ich suchte den Kaiser durch mancherlei Anekdoten und Geschichtchen zu unterhalten, die man auf Kosten der Frau Marschallin Lefevre, gewiß ohne allen Grund, erfunden hat, da sie lange Zeit das Privilegium hatte, daß man sich in allen Salons und selbst in den Tuilerien über sie lustig machte. „Ich trieb das so mit, wie jeder Andre, bis ich mir es bald auf immer verbot, als ich einen Zug von ihr erfuhr, der eben so sehr die Hoheit ihrer Gesinnungen, als die Güte ihres Herzens verrieth.

„Madam Lefevre sprach recht gern und mit froher Erinnerung von der Zeit, wo sie nur die Frau eines Soldaten von der Garde war und in diesen ihrem Stande angemessenen Verhältnissen lebte, so wie von den Handarbeiten, die sie in jener Epoche verrichtete. Sie und ihr Mann waren damals in dem Falle, ihrem Kapitan (dem Marquis de Valady) mancherlei häusliche Dienste zu leisten. Er war Pathe ihres Kindes und zeichnete sich, sowohl bei dem Abfall der Garden, als auch sonst, durch seinen Fanatismus für

republikantische Freiheit aus, der jedoch in ihm keineswegs jedes edle Gefühl erstickte. Sein Widerstand bei der Hinrichtung Ludwigs XVI., welche er als Konventsmitglied laut und öffentlich einen wahren Mord nannte, kostete ihm das Leben. Ludwig, so sagte er damals mit der größten Treuherzigkeit, sey dadurch schon unglücklich genug, ein König gewesen zu seyn; man brauche also nicht darauf zu sinnen, noch eine größere Strafe über ihn zu verhängen.

„Die Wittve dieses Deputirten erhlte bei der Heimkehr von ihrer Emigration von dem Haus Lefevre, das sich seitdem zu einer hohen Stufe des Glanzes und der Achtung erhoben hatte, sogleich die rührendsten Beweise der herzlichsten Fürsorge.

„Eines Tages kommt Madam Lefevre zu ihr gelaufen und redet sie auf ihre gewöhnliche Art an: Aber wissen Sie wohl, daß Sie gar nicht gut sind und daß Ihr vornehmen Leute gar kein Herz zu einander habt. Wir andern, die wir weiter nichts als bloß Soldaten sind, wir handeln da ganz anders. Da hören wir jetzt, daß Herr . . . einer von unsern ehemaligen Offizieren, ein Kamerad von Ihrem Manne, von seiner Emigration wiedergekommen ist und fast Hungers sterben muß. — Das wäre doch eine wahre Schande! — Wenn wir aber etwas thun wollten, ihm zu helfen, so würde ihn das vielleicht beleidigen. Sie — ja das ist etwas andres; von Ihnen müßte es ihm nur Freude machen. Bringen Sie ihm daher das hier — als wenn's von Ihnen käme. Und dabei wirft sie eine Rolle mit hundert Louisd'ors oder wohl gar 1000 Thalern hin. Sire! Seit der Zeit hatte ich keine Lust mehr, mich über Madam Lefevre aufzuhalten. Ich fühlte tiefste Achtung für sie, trachtete fleißig darnach, ihr in den Tullerien meinen Arm zu bieten und war stolz darauf, wenn ich sie, allen den Histörchen zum Troß, die man sich, wie ich wohl hörte, um uns her ins Ohr zischelte, durch Ihre Salons führen konnte.“

Wir giengen jetzt eine große Anzahl solcher Züge des Wohlwollens durch, welche die neuen Emportömmlinge zu Gunsten der alten Ruinirten ausgeübt hatten und kamen dabei auch unter andern auf die vielleicht etwas gesuchte Galanterie eines Mannes, der sich vom Gemeinen bis zum Marschall, oder wenigstens (ich weiß das nicht mehr so genau) bis zu einer höhern Generalsstelle aufgeschwungen hatte und sich nun einmal das Vergnügen machte, in seinem jetzigen glänzenden Verhältnisse seinen alten Obersten mit 4 oder 5 Offizieren vom Regimente zu einem Familien-Diner einzuladen, dabei in seiner ehemaligen Uniform zu erscheinen und ihnen gegenüber ganz den Ton wieder anzunehmen, wie sie ihn sonst unter sich gebraucht hatten.

„Und doch, bemerkte der Kaiser, war dies das sicherste Mittel, die Wuth der Zeit zu ersticken, da solch ein Verhalten eine notwendige Wechselwirkung in der Gegenparthei zu Erwidierung dieses Wohlwollens erzeugte, und es ist zu glauben, daß diejenigen, welche sonach verbindlich geworden waren, nun ihrerseits wieder verbindlich gemacht haben werden, wäre es auch nur, um quitt zu seyn.“

Bei dem Worte quitt fällt mir ein charakteristischer Zug des Kaisers ein, der hier sein Plätzchen finden kann.

Ein General hatte sich in seinem Departement Dinge zu Schulden gebracht, weshalb er in Untersuchung gerathen und in Gefahr war, seine Ehre, vielleicht selbst das Leben zu verlieren. Der nämliche General hatte jedoch Napoleon einst, an dem bekannten Tage des Brumaire, die wesentlichsten Dienste geleistet. Er schickte nach ihm, hält ihm seine schlechten Streiche vor und spricht endlich: „Bei allem dem bin ich Ihnen Verbindlichkeit schuldig — ich habe es nicht vergessen. Ich siehe deshalb im Begriff, die Gesetze zu verletzen, gegen meine Pflicht zu sündigen. Ich begnadige Sie, mein Herr! Gehen Sie; — aber merken Sie sich wohl, von heute an sind wir quitt. Nehmen Sie sich also nunmehr in Acht — ich werde Sie im Auge behalten.“

Sonntags, den 19. Mai.

Der Doktor Warden besuchte mich zum Frühstück. Während desselben kam der Gouverneur von Java (Raffles) mit seinem Generalstabe. Er geht nach Europa zurück. Alle Holländer, die ich im Jahr 1810 bei meiner Sendung nach Amsterdam dort gesehen habe, waren ihm bekannt. Der Kaiser sagte mir, daß er ihn vielleicht von drei bis vier Uhr vortassen wolle. Ich sprach inzwischen mehrere Stunden mit dem Doktor Warden, dem ich über mancherlei geschichtliche Thatsachen den Kaiser betreffend, Aufschlüsse gab. — Es schien mir, als ob er darüber etwas schreiben wolle *).

Um 3 Uhr nahm der Kaiser die von Java kommenden Engländer an; dann fuhr er in der Kalesche aus.

*) Mit Bedauern habe ich in dem Werke des Doktors gesehen, daß er die Bemerkungen und Berichtigungen, welche ich mir erlaubt hatte, ganz vernachlässigt, und besonders die Mittheilungen, die er von mir erhielt, auf eine völlig unbegreifliche Weise verunstaltet hat.

Als er um 6 Uhr zurückkam, ließ er mich in sein Cabinet rufen. Der Großmarschall und dessen Gemahlin wurden ebenfalls eingeladen, und er sprach dann recht vertraulich bis zum Diner über tausend Gegenstände, seine Familie und das Innere seines Hauses zur Zeit seiner Macht betreffend. Er verweilte ins Besondere bei der Kaiserin Josephine. „Sie hätten, sagte er, miteinander ein wahrhaft bürgerliches Leben geführt, voll der größten Zärtlichkeit und so innig, daß sie lange Zeit nur ein Zimmer und nur ein Bett gehabt hätten. Ein sehr wichtiger moralischer Umstand, sagte der Kaiser, welcher wundervoll auf das Häusliche wirkt, den Einfluß der Frau und die Abhängigkeit des Mannes sichert, und Vertraulichkeit und gute Sitten erhält. Wenn man die Nächte beisammen ist, so verliert man sich in gewissem Betracht nicht aus den Augen, denn außerdem wird man sich bald fremd. So lange wir diese Gewohnheit beibehielten, wußte Josephine alle meine Handlungen, alle meine Gedanken. Sie folgte mir in Allem, faßte Alles, errieth Alles, was freilich dann und wann einen Zwang in meine persönlichen, wie in meine Geschäftsverhältnisse brachte. Während des Lagers bei Boulogne machte eine augenblickliche üble Laune der Sache ein Ende.“ Gewisse politische Nachrichten, welche aus Wien eingegangen waren, die im Jahre 1805 ausbrechende Coalition betreffend, beschäftigten den Kaiser täglich bis tief in die Nacht. Wenn er dann in sehr übler Stimmung sich niederlegen wollte, erhob sich jedesmal noch eine wahre Scene über dieses Spätausbleiben. Eifersucht war davon die Ursache oder der Vorwand. Er wurde nun auch unwillig, machte sich los von ihr, und lies sich nie bewegen, die vorige Unterwürfigkeit wieder einreißen zu lassen. Dem Kaiser war sehr bange, wie er sagte, Marie Louise möchte eine gleiche Unterwerfung von ihm fordern; er hätte am Ende nachgeben müssen; denn er behauptete, sie sey das wahre Erbtheil, das Eigenthumsrecht eines jeden Weibes.

„Ein Sohn von Josephinen, so fuhr der Kaiser fort, war mir nothwendig, er würde mich glücklich gemacht haben; nicht bloß in politischer Rücksicht, sondern auch weil mein häusliches Leben dadurch versüßt worden wäre.

„In politischer Beziehung hätte er mich auf dem Throne erhalten; denn die Franzosen würden ihn wie den König von Rom geliebt, und ich nicht den mit Blumen bedeckten Abgrund betreten haben, in welchem ich umgekommen bin. Was ist es also mit der Weisheit unserer menschlichen Entwürfe? Kann man wohl, ehe der Endpunkt erreicht ist, das Erdenleben glücklich preisen oder unglücklich nennen?

„Was meine häuslichen Freuden betrifft, so hätte ein solches Unterpfand Josephinens Ruhe befestigt, und einer Eifersucht Grenzen gesetzt, die mich um allen Frieden brachte, denn diese Eifersucht entsprang mehr aus der Politik, als aus dem Herzen. Josephine sah die Zukunft voraus, sie zitterte wegen ihrer Unfruchtbarkeit, und fühlte wohl, daß die Ehe nur durch Kinder eine wahre vollkommene Ehe ist; gleichwohl hatte sie sich verheirathet, als sie keine Kinder mehr bekommen konnte. Je höher ihr Glück stieg, desto mehr wuchs ihre Unruhe; Sie suchte Hülfe aller Art bei Arzneimitteln, und stellte sich oft, als ob sich ein guter Erfolg davon gezeigt habe. Als sie aber auf alle Hoffnung verzichten mußte, suchte sie ihren Gemahl auf die Idee eines großen politischen Betrugs hinzuleiten, und wagte am Ende sogar denselben ihm geradezu vorzuschlagen.

„Josephine war dem Luxus im höchsten Grade ergeben, unordentlich und nachlässig in der Wirthschaft, wie das den Creolen eigen ist. Es war unmöglich, sie auf einen festen Etat bei ihren Ausgaben zu setzen; denn immerfort hatte sie Schulden, und wenn der Augenblick herankam, wo sie bezahlen sollte, gab das gewöhnlich zu Außeritten Anlaß. Sie schickte dann oft zu den Kaufleuten und ließ ihnen sagen, daß sie nur die Hälfte angeben möchten. Ueberall, selbst auf der Insel Elba noch, haben mich die Rechnungen von Josephinen aus allen Theilen Italiens verfolgt.“

Jemand, der die Kaiserin Josephine schon zu Martinique kannte, hat dem Kaiser mancherlei Dinge aus ihrer Jugend und von ihrer Familie erzählt. Es ist vollkommen wahr, daß man ihr schon in der Kindheit öfters vorausgesagt hat, daß sie einst eine Krone tragen werde. Eben so merkwürdig und nicht minder bizar ist es, daß das heilige Oelfläschchen, aus welchem ehemals unsre Könige gesalbt wurden, wie viele behaupten, von ihrem ersten Gatten, dem General Beauharnais zerbrochen worden seyn soll, weil er gehofft habe, durch diese Handlung die auf einen Augenblick verlorne Gunst des Volks sich aufs Neue zu erwerben.

Man hat tausend abgeschmackte Geschichten über die Verbindung Napoleons mit Josephinen gesagt und geschrieben. In den Feldzügen von Italien wird man aber die erste und wahre Ursache ihrer Bekanntschaft und Verheirathung finden. Eugene, der damals noch ein Kind war, gab die erste Veranlassung dazu. Nach dem Venedigsgange ging er zu dem commandirenden General der Armee des Innern (Bonaparte) um von ihm den Degen seines Vaters zu erbitten. Der Adjutant Lemarrois führte den Knaben ein, und dieser fieng an zu weinen, als er den Degen seines Vaters erblickte. Der Obergeneral war gerührt von diesem Gefühl des Kindes, und

überhäufte es mit Liebkosungen. Eugene erzählte hierauf der Mutter das Benehmen des jungen Generals, und diese eilte, ihm einen Besuch zu machen. „Bekanntermaßen, sagte der Kaiser, glaubte sie an Ahnungen und Heerentkünfte. Man hatte ihr in der Kindheit prophezeit, sie werde ein großes Glück machen, und eine regierende Fürstin werden. Man weiß ferner, wie listig sie war, und endlich hat sie mir selbst nach der Zeit oft wiederholt, daß bei der ersten Erzählung Eugens ihr das Herz geschlagen, und sie von diesem Augenblick an einen Schimmer ihres Glücks, die Erfüllung jener Weissagungen in der Ferne gesehen habe &c.

„Eine andere charakteristische Eigenheit Josephinens war ein immerwährendes Verweigern. Zu welcher Zeit ich auch etwas von ihr begehren, welches Verlangen ich ihr auch äußern mochte, ihr erstes Erwiedern war stets ein Weigern, ihr erstes Wort ein Nein! und dieses Nein war nicht etwa so eigentlich erlogen, es war eine Vorsicht, ein bloßes Wehrmittel. — Ja, das ist es eben, sagte er jetzt zu Madame Bertrand, was uns so ganz von ihnen, meine Damen, unterscheidet, übrigens aber im Grunde nur in dem Unterschiede des Geschlechts und der Erziehung liegt. Sie lieben, und man lehrt sie dennoch Nein zu sagen. Wir hingegen finden einen Ruhm darinnen, zu sagen, daß wir lieben, selbst wenn es nicht der Fall ist. Dies ist der Schlüssel zu unserm so verschiedenen Betragen. Wir sind nun einmal nicht, und sollen auch im Leben nie von einerlei Art und Weise seyn.

„Als während der Schreckensperiode Josephine sich im Gefängniß befand, und ihr Gemahl auf dem Schaffot gestorben war, hatte man Eugen bei einem Tischler untergebracht; er stand buchstäblich in der Lehre und in der Arbeit bei ihm. Mit Hortensien war es nichts bessers; Sie befand sich, wenn ich nicht irre, bei einer Wäscherin.“

Fouché war es, der zuerst die unglückliche Seite wegen der Scheidung berührte. Er gab, ohne Auftrag dazu zu haben, Josephinen den Rath, ihr Eheband für Frankreichs Wohl zu lösen. Der Augenblick war aber damals für Napoleon noch nicht gekommen, und es brachte daher jener Schritt großen Verdruß und Unfrieden in sein Haus. Der Kaiser war darüber sehr aufgebracht, und wenn er damals dem lebhaftesten Verlangen Josephinens nicht nachgab, und Fouché nicht auf der Stelle fort sagte, so geschah dies einzig und allein, weil er doch schon im Geheim bei sich selbst diese Scheidung beschlossen hatte, und durch eine solche Bestrafung der öffentlichen Meinung nicht entgegenwirken wollte. In jedem Falle muß man Josephinen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie gehorchte, sobald er es wollte. So groß ihr Schmerz

auch war, so unterwarf sie sich dennoch und mit redlichem Willen, ohne erst noch alle die unnützen Kunstgriffe zu versuchen, die ihr vielleicht dagegen zu Gebote standen *). Sie betrug sich mit vieler Zartheit und Gewandtheit, bat, daß der Vicekönig an die Spitze dieses Geschäfts gestellt würde, und bot sogar dem Hause Oesterreich dabei ihre eignen Dienste an.

Josephine würde sich sehr gern mit Marie Louise gesehen haben. Sie sprach sehr oft und mit großem Interesse von ihr und eben so von dem Könige von Rom. Marie Louise hingegen behandelte Eugene und Hortensien ganz überaus freundlich, zeigte jedoch viel Widerwillen gegen Josephinen, und besonders eine sehr leb-

*) Ich habe aus des Fürsten Primas' eignen Munde manche wahre, recht merkwürdige Umstände vernommen, welche jene Verbindung und Scheidung betreffen. Frau von Beauharnais wurde durch einen unvereideten Priester mit dem General Bonaparte getraut, und durch einen bloßen Zufall hatte dieser vernachlässigt, sich hierzu die erforderliche Genehmigung von dem Geistlichen des Kirchsprengels zu verschaffen. Diesen Mangel in der Form (es hätte eben so gut auch ein anderer seyn können,) hielt der Cardinal Fesch für sehr wichtig, und mag nun wirklich ein geistliches Bedenken oder sonst irgend ein Grund vorhanden gewesen seyn, kurz er wußte es zu machen, daß zur Zeit der Krönung die beiden Vermählten sich bei verschlossenen Thüren nochmals auf erforderliche Weise von ihm trauen ließen. Als nun die Scheidung erfolgen sollte, wurde die bürgerliche Trennung durch den Senat ausgesprochen; wegen der Kirchlichen aber trug man Bedenken, sich an den Pabst zu wenden, und hatte es auch nicht nöthig. Das geistliche Gericht zu Paris annullirte die Verbindung, weil der Cardinal Fesch die Trauung ohne Zeugen vollzogen, und in Folge dieses Mangels eigentlich gar keine Ehe bestanden habe. Nach diesem Ausspruch lies die Kaiserin Josephine den Cardinal Fesch nach Malmaison kommen, und fragte denselben, ob er sich getraue, ein Attestat zu ertheilen, und es eigenhändig zu unterzeichnen, daß sie getraut und gehörig getraut sey. „Gewiß,“ antwortete der Cardinal Fesch, ich werde es stets behaupten, und Ihnen sogleich das verlangte Zeugniß unterschreiben,“ was er auch wirklich that.

„Aber,“ sagte ich nun zu dem Fürsten Primas, wie konnte denn also das geistliche Gericht in Paris jenen Ausspruch thun?“ Es hatte vollkommen Recht, erwiederte der Fürst. — „Alein, was will denn nun der Cardinal Fesch mit seiner Erklärung sagen — ist denn diese unrichtig? — Nicht nach seiner Meinung, erregnete er, da er die ultramontanen Doctrinen angenommen hatte, nach welchen die Cardinäle das Recht behaupten, ohne Zeugen trauen zu können, — ein Grundsatz, der jedoch in Frankreich nicht anerkannt wird, und die Nullität der Ehe nach sich zieht.“

In jedem Falle scheint es, als habe die Kaiserin Josephine jenes Zeugniß nur zu ihrer eignen Beruhigung verlangt, und durchaus keinen sonstigen Gebrauch davon gemacht.

haste Eifersucht auf dieselbe. „Ich wollte einmal mit ihr nach Malmaison fahren, sagte der Kaiser. Aber schon über den bloßen Vorschlag zerfloß sie in Thränen. Sie wolle mich nicht behindern, zu ihr zu gehen, so äußerte sie sich, nur möchte sie nichts davon wissen. So oft sie aber merkte, daß ich diese Absicht hatte, blieb von ihrer Seite keine List unangewendet, um mich zu fesseln. Sie ging dann nicht von meiner Seite, und da ich mithin wohl einsah, daß jene Besuche ihr vielen Kummer machten, so that ich mit Gewalt an, und kam fast gar nicht mehr nach Malmaison. Wenn ich jedoch einmal hinging, so gab es von dieser Seite immer wieder der Thränen und Tracasserien aller Art. Josephine hatte stets das Beispiel der Gemahlin Heinrich des IV. vor Augen und zwar in der guten Absicht, es nachzuahmen. Diese, sagte Josephine, habe nach ihrer Scheidung zu Paris gelebt, sey am Hofe gewesen, und habe an der Proceßion bei dem Frohnleichnamsfeste Theil genommen. Sie, Josephine, sey noch in viel besserer Lage dazu, habe ihre eigenen Kinder, und könne keine weiter haben &c.“

Josephine hatte eine vollkommene Kenntniß von allen Charakter-Eigenheiten des Kaisers und einen bewundernswürdigen Lakt diese Kenntniß in Anwendung zu bringen. „Nie ist zum Beispiel der Fall eingetreten, sagte der Kaiser, daß sie etwas für Eugen gebeten, selbst nie, daß sie für etwas gedankt hätte, was ich schon für ihn gethan hatte; nie hat sie sogar, an den Tagen besonderer Gunstbezeugungen dieser Art, mir eine größere Ergebenheit oder Gefälligkeit bewiesen, so sehr lag es ihr am Herzen, ihre Ansicht kund zu geben und auch mich zu überzeugen, daß alles das nicht ihre, sondern mehr meine eigne Sache sey, und daß ich darinnen meinen eignen Vortheil erkennen solle und müsse. Ich zweifle gar nicht, daß sie oft den Gedanken gehegt hat: ich würde ihn, Eugen, adoptiren, und zu meinem Nachfolger ernennen.“

Der Kaiser hielt sich für überzeugt, daß sie niemand lieber gehabt habe, als ihn. Er äußerte dabei lächelnd, sie würde sich selbst von einem verliebten Rendez-vous losgerissen haben, um zu ihm zu kommen. Nie wollte sie, um alles in der Welt nicht, von einer Reise zurückbleiben, mochte dieselbe auch noch so beschwerlich seyn. Keine Ermüdung, keine Entbehrung hielt sie ab. Sie war zudringlich, sie brauchte jede List, um nur mitzukommen. „Stieg ich mitten in der Nacht in den Wagen, um noch so weit wegzureisen, so fand ich zu meinem Erstaunen Josephinen darinnen, wenn sie auch nicht hatte mit mir reisen sollen. — Aber es ist ganz unmöglich, daß Sie mitkommen können, ich reise gar zu weit von hier, was würden Sie nicht alles auszustehen haben. — Gar nicht das Geringste, erwiederte Jo-

Josephine. — Und dann muß ich ja im Augenblick schon fort. — Ich bin auch vollkommen reisefertig. — Sie bedürfen ja eines großen Gefolges. — Gar keines, sagt sie, es ist schon für alles gesorgt: — und mehrentheils mußte ich dann nachgeben.

„Alles wohl erwogen, schloß der Kaiser, hatte Josephine ihren Gemahl glücklich gemacht, und sich immerwährend als seine zärtlichste Freundin erwiesen. Unablässig und bei jeder Gelegenheit bewährte sie ihre Unterwerfung, ihre Ergebenheit und die unbeschränkteste Nachgiebigkeit. Und so habe auch ich ihr immer das Herzlichste Andenken geweiht, und die innigste Dankbarkeit für sie empfunden.

„Josephine, sagte der Kaiser, rechnete jene Neigungen und Eigenschaften der Unterwerfung, der Ergebenheit und des Zuvorkommens zu den politischen Tugenden ihres Geschlechts, und tadelte und schmähte ihre Tochter Hortensia, so wie ihre Verwandte Stephanie über diesen Punkt sehr oft aus, weil diese nicht gut mit ihren Männern lebten, Eigenwillen zeigten, und ganz unabhängig von ihnen seyn wollten.

„Louis, sagte der Kaiser bei dieser Gelegenheit, war ein durch das Lesen von Jean Jacques verzogenes Kind. Er hatte nicht länger als einige Monate recht gut mit seiner Frau seyn können. Viel Ansprüche von seiner, viel Vernachlässigung von ihrer Seite, darinnen bestand das Unrecht beider. Doch liebten sie sich, als die Verbindung geschlossen wurde, und wollten einander. Uebrigens war allerdings diese Ehe ein listiges Werk Josephinens, welche dabei ihre Rechnung fand. Ich hätte mich lieber dadurch andern Familien näher gebracht, und hatte deshalb auch schon einen Augenblick an eine Niece von Talleyrand gedacht, welche nachher Madame Juste de Noailles geworden ist.“

Man hat die allerlächerlichsten Gerüchte über die Verhältnisse verbreitet, in welchen Napoleon mit Hortensia gestanden haben, und sogar behauptet, daß ihr ältester Sohn von ihm gewesen seyn soll. Aber dergleichen Verhältnisse wären, sagte er, ihm nie in den Sinn gekommen und gegen sein sittliches Gefühl. Wer nur einigermaßen mit der Lebensweise in den Tuileries bekannt sey, müsse wohl begreifen, daß er sich an viele andere habe wenden können, und nicht nöthig gehabt hätte, solch eine unnatürliche und empörende Wahl zu treffen. „Louis mußte dergleichen Gerüchte gehörig zu würdigen, bemerkte der Kaiser, aber seine Eigenliebe, seine Sonderbarkeit fand doch großen Anstoß daran und er bediente sich ihrer oft als Vorwand.

„Bei alle dem, fuhr er fort, hatte doch die gute, die edle, die ergebne Hortensia so manches Unrecht gegen ihren Gemahl; ich

muß das zugeben, aller der Liebe, die ich für sie hege, aller der innigen Anhänglichkeit, die sie, wie ich gewiß weiß, für mich fühlte, ungeachtet. Welch ein Sonderling, wie unerträglich auch Louis seyn mochte, er liebte sie doch — und in einem solchen Falle muß jede Frau ihren Vortheil bedenken und Herr über sich werden, muß auch ihrerseits lieben lernen. Hätte sie sich bezwingen können, so würde sie sich den Kummer der letzten Vorgänge erspart, sie würde ein glückliches Leben geführt, würde ihren Gemahl nach Holland begleitet, Louis würde Amsterdam nicht verlassen und ich mich nicht genöthigt gesehen haben, Holland mit Frankreich zu vereinigen — eine Maasregel, die in Europa zu meinem Verderben beigetragen hat — und Vieles wäre dann ganz anders gekommen.

„Die Großherzogin von Baden benahm sich viel klüger. Sobald sie die Scheidung von Josephinen erfuhr, erkannte sie ihre Stellung. Sie näherte sich ihrem Gemahl und von nun an war ihre Ehe höchst glücklich.

„Pauline war zu verschwenderisch; sie lebte zu ungebunden. Nach dem Allen, was ich ihr gegeben habe, hätte sie unermesslich reich seyn müssen; aber sie schenkte Alles wieder weg und ihre Mutter schmähte sie oft darüber aus und sagte ihr, sie würde noch im Hospital sterben; aber Madame selbst war auch gar zu sparsam; das gieng bis zum Lächerlichen. Ich habe ihr sehr bedeutende Summen monatlich unter der Bedingung angeboten, daß sie sie in Umlauf bringen müßte. Ja — sie wollte sie gern haben, aber sie müßte, sagte sie, freie Hand behalten, sie aufzubewahren. Eigentlich war dies nichts als eine übermäßige Vorsicht. Sie stand immerfort die größte Angst aus, sie könne einmal dem Mangel ausgesetzt seyn. Sie hatte die Noth kennen gelernt und jene schrecklichen Tage kamen ihr nicht aus der Seele. Doch muß man ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie heimlich ihren Kindern viel gegeben hat; ach, sie war eine so gute Mutter! — — —

„Uebrigens hätte aber diese Frau, von der man schwer einen Thaler erlangen konnte, zu meiner Rückkehr von Elba mir gern alles hingegeben, und nach der Schlacht bei Waterloo auch das Letzte überlassen, was sie nur besaß, um mir nur wieder aufzuhelfen. Sie bot mir es an. — Ohne Murren hätte sie fortan schwarzes Brod gegessen *). Denn das Hohe siegte in ihrer

*) Wie gut kannte doch der Kaiser seine Mutter! Bei meiner Rückkehr nach Europa habe ich das, was er hier sagt, vollkommen bestätigt gefunden und mich daran ergötzt.

Seele stets über das Kleinliche. Der Stolz und ein edler Ehrgeiz waren mächtiger in ihr, als die Habsucht."

Hierbei bemerkte der Kaiser, daß er sich bis zu dieser Stunde so mancher Lektion erinnere, welche sie ihm mit jenem Stolze in seiner Kindheit gegeben und wovon die Wirkung sein ganzes Leben hindurch fortgedauert habe. Die Kaiserin Mutter hatte eine starke, durch große Ereignisse gestählte Seele. Sie hatte fünf oder sechs Revolutionen erlebt; ihr Haus in Korsika war dreimal durch Parteiwuth niedergebrannt worden.

"Joseph hat mich nicht sehr unterstützt; er ist jedoch ein sehr guter Mensch. Die Königin Julie ist das beste Wesen, das jemals gelebt hat. Joseph und ich haben uns stets sehr geliebt und sehr gut vertragen; er liebt mich recht aufrichtig. Er würde, das bin ich fest überzeugt, alles in der Welt für mich thun! Aber alle seine guten Eigenschaften gehen nur den Privatmann an; er ist ausnehmend gut und sanft; er hat Geist; er ist unterhaltend und höchst liebenswürdig. In den höhern Geschäften, die ich ihm anvertraut hatte, that er, was er konnte; seine Absicht war immer gut und der Hauptfehler hierbei lag nicht an ihm — wohl aber an mir, da ich ihn über seine Sphäre hinausgeschleudert hatte. In den höhern Angelegenheiten war die Aufgabe seinen Kräften nicht angemessen.

"Die Königin von Neapel war durch die Ereignisse der Zeit sehr gebildet worden. Es war ein mächtiger Stoff in ihr

Raum hatte ich die Kaiserin Mutter von der Lage in Kenntniß gesetzt, worinnen sich der Kaiser befinde, und ihr meinen Entschluß bekannt gemacht, mich ganz dem Geschäft zu weihen, ihm einige Linderung seiner Leiden zu verschaffen, als ich schon mit umgehender Post die Antwort erhielt, daß ihr ganzes Vermögen ihrem Sohne gehöre, daß sie, wenn es seyn müßte, sich als eine gemeine Magd behelfen wolle, wobei sie, ob schon ich ihr nicht persönlich bekannt war, mich doch bevollmächtigte, diejenige Summe zu beziehen, welche ich für erforderlich halten möchte, um auf's Beste für den Kaiser sorgen zu können. Der Kardinal Fesch verband hiermit ein gleiches Anerbieten in den rührendsten Ausdrücken und ich muß hier es öffentlich erklären, daß alle Glieder der Familie des Kaisers sich bestreben, ihm gleichen Eifer, gleiche Liebe, gleiche Ergebenheit zu beweisen. So lange mir meine Gesundheit erlaubte, mit ihnen Briefe zu wechseln, habe ich eine Menge von Zuschriften von ihnen erhalten, welche zusammen ein höchst rührendes Ganzes bilden mußten. Sie gereichen ihren Herzen zur Ehre und würden dem Kaiser zu einem süßen Trost gedient haben, wenn die englischen Beschränkungen mich nicht behindert hätten, sie ihm zukommen zu lassen.

vorhanden. Sie besaß viel Charakter und einen unregelmäßigen Ehrgeiz. — — Jetzt mußte sie natürlich viel leiden und zwar um so mehr, da man sagen kann, daß sie eine geborne Königin war. Sie hatte nicht, wie wir, das Privatleben kennen lernen. Sie, Pauline und Jerome waren noch Kinder, wie ich schon der Erste in Frankreich war, und sie haben sich ihre Verhältnisse niemals anders gedacht, als wie sie zur Zeit meiner Macht bestanden.

„Jerome war ein Verschwender, dessen Ausschweifungen schreiend gewesen sind. Er hatte sich der unordentlichen Lebensweise bis zum Ekel ergeben. Seine Entschuldigung muß nur in seinem Alter und in der Umgebung gesucht werden, die er sich gewählt hatte. Bei der Rückkehr von Elba schien er mir jedoch viel gewonnen zu haben und große Hoffnung für die Zukunft zu geben. Außerdem war es ein schönes Zeugniß für ihn, daß er die Liebe seiner Gemahlin zu gewinnen gewußt hatte. Das Verhalten der Letztern, als ihr Vater, jener — — — — — König von Würtemberg, auf die Scheidung drang, ist bewundernswerth. Sie hat dadurch ihren Namen eigenhändig in das Buch der Geschichte eingetragen u. s. w.

Zu unserm großen Bedauern meldete man jetzt, daß aufgetragen sey. Der Kaiser war den ganzen Abend noch sehr gesprächig; er durchlief ganz vertraulich eine Menge von Gegenständen und unterhielt uns vornehmlich von dem Verhalten einer Menge von Personen in der Zeit seiner Abwesenheit und bei seiner Rückkehr. Er zog sich erst um Mitternacht zurück und schloß mit den Worten: „Was ist Frankreich in diesem Augenblicke? Was ist Paris? — und was werden wir nach Verfluß eines Jahres seyn?“ — — —

Montag, den 20. Mai.

Ich schrieb auf die mir von Herrn Balcombe gegebene Nachricht, wie er beauftragt sey, unsere Bedürfnisse auf Kosten des englischen Gouverneurs zu befriedigen, daß, da ich in dem Fall sey, dessen entbehren zu können, ich von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen möchte, ihn aber ersuchen wolle, sich von dem Gouverneur autorisiren zu lassen, eine Rente auf England von mir anzunehmen, indem solches ohne dessen spezielle Erlaubniß nicht geschehen dürfe. Ich mochte keine Verbindlichkeit haben und mich nicht um das mir gebührende traurige Recht bringen lassen, meine Beschwerden und Verwünschungen frei auszusprechen.

Der Kaiser fuhr sehr zeitig aus. Als er gegen 3 Uhr zurück-

kam, mußte ich ihm in sein Zimmer folgen. „Ich bin traurig, habe Langeweile und Schmerzen, sagte er; setzen Sie sich in diesen Lehnstuhl und leisten Sie mir Gesellschaft.“ Er streckte sich auf sein Kanapee, schloß die Augen, schlief ein und ich bewachte ihn! —

Sein Kopf war unbedeckt; zwei Schritte nur von ihm entfernt betrachtete ich seine Stirn — ich las auf dieser Stirn Marengo, Austerlitz und hundert andere unsterbliche Züge. Welche Gedanken, welche Gefühle durchdrangen in diesem Augenblick mein Inneres! Begreife es, wer da kann. Es zu beschreiben vermag ich nie! —

Nach drei Viertelstunden stand der Kaiser auf, gieng einigemal in seinem Zimmer auf und nieder und hatte den Einfall, alle die unsrigen zu besuchen. Indem er jetzt die sämtlichen Unbequemlichkeiten des meinigen nach einander aufzählte, lachte er vor Unwillen und sagte im Fortgehen: „Nein, unmöglich kann es einen Christen geben, der schlechter unter Dach und Fach wäre, als so.“

Nach dem Diner versuchte der Kaiser, das Caravanseerail von Sarrazin durchzublütern. Er gieng über einige Erzählungen hin, ohne sich dabei aufzuhalten. Als er von einer derselben einige Seiten gelesen hatte, sagte er: „Die Moral daraus wird gewiß die seyn, daß die Menschen sich immer gleich blieben. Das ist aber nicht wahr; sie verändern sich zum Bösen wie zum Guten. Es ist wie mit einer Menge anderer von den Schriftstellern gleichsam geheiligter und doch ganz falscher Maximen. Die Menschen sind undankbar, sagen sie. Nein! es ist nicht wahr. Sie sind so undankbar nicht, als man sie verschreit, und wenn man sich so oft darüber beklagt hat, so mag es wohl daran liegen, daß die Wohlthäter noch mehr fordern, als sie geben.“

„So wird man Ihnen auch sagen, daß, wenn man den Charakter eines Menschen kenne, man den Schlüssel zu seinem ganzen Benehmen habe. Das ist grundfalsch! Der eine begeht eine schlechte Handlung und ist doch eigentlich ein rechtlicher Mensch, der andre eine böshafte, ohne böse zu seyn. Das kommt daher, weil der Mensch fast nie nach dem natürlichen Antriebe seines Charakters, sondern nach einer geheimen augenblicklichen Leidenschaft handelt, die in den tiefsten Falten seines Herzens ihren Grund hat, und dort verborgen liegt. Ein solcher Irrthum ist es ferner, wenn man Ihnen sagt: das Gesicht ist der Spiegel der Seele. Das Wahre von der Sache ist, daß man den Menschen sehr schwer kennen lernt und man ihn, wenn man sich nicht täuschen will, bloß nach seinen Handlungen

beurtheilen muß, und auch da wieder nur nach denen des Augenblicks und nur für diesen Augenblick.

„Kurz, die Menschen haben ihre Tugenden wie ihre Laster; ihren Hochsinn und ihre Verdorbenheit. Sie sind weder vollkommen gut, noch vollkommen schlecht, aber sie besitzen alles, was es hienieden Gutes und Schlechtes giebt und üben es auch aus. Das ist der Grundsatz; die Anwendung wird dann durch ihre natürlichen Anlagen, ihre Erziehung und zufällige Umstände hervorgebracht. Alles Uebrige ist nichts als System, nichts als Irrthum. Dar- nach habe ich mich gerichtet und es ist mir größtentheils gelungen. Bei alle dem habe ich aber geirrt, als ich im Jahr 1814 glaubte, ganz Frankreich würde bei Erwägung der Gefahr, worinnen es sich befand, mit mir eins seyn. Bei der Rückkehr von Waterloo im Jahr 1815 habe ich mich nicht mehr betrogen.“

Der Kaiser war unwohl und zog sich sehr zeltig zurück.

Dienstag, am 21. Mai.

Der Kaiser war immer noch leidend. Wir sind aber dennoch wie gewöhnlich ausgefahren. Als wir zurückkamen, erfuhren wir, daß der Gouverneur in unserer Abwesenheit da gewesen sey und einen unserer Bedienten, der zuletzt bei dem Untergouverneur Skelton gewesen, seit einigen Tagen aber in Dienst des Generals Montholon getreten, selbst arretirt habe. „Welche Schändlichkeit! rufte der Kaiser aus, als er davon Kunde erhielt, wie unedel! ein Gouverneur — ein englischer Generallieutenant, der in eigner Person einen Bedienten arretirt! Wahrhaftig: das ist doch gar zu gemein!“

Der Großmarschall kam, um uns die Ankunft eines Magazinschiffes zu verkünden, das den 8ten März von England abgegangen war.

Nach dem Diner fragte der Kaiser: „Was werden wir heute Abend lesen?“ Man stimmte für die Bibel. „Das ist doch gewiß sehr erbaulich, sagte der Kaiser. Kein Mensch wird das in Europa glauben.“ Er las dann das Buch Judith und bemerkte fast bei jedem Orte, bei jeder Stadt, bei jedem Dorfe, das er nannte: „Da habe ich kampirt; den Posten habe ich mit Sturm genommen; hier habe ich eine Schlacht geliefert“ u. f. w.

Mittwoch den 22. Mai.

Heute war viel die Frage in Betreff der englischen Matrosen vom Northumberland, welche man uns als Bedienten zugegeben hatte, jetzt aber wieder nehmen wollte. Sie befanden sich auf dem

Grunde eines gegenseitigen Kontrakts bei uns, nach welchem beide Theile auf Ein Jahr verbindlich waren. Allein wir haben keinen Anspruch an das gemeine Recht. Der Gouverneur sagte, daß der Admiral sie schlechterdings fordere und der Admiral, daß er sie lassen würde, wenn der Gouverneur es wolle. Man gab uns Soldaten an ihrer Stelle, nahm sie wieder weg, schickte sie von Neuem, nahm und gab sie nochmals, ohne daß wir Flug daraus werden konnten, was das vorstellen solle? —

Als ich mich bei dem Kaiser befand und man das Diner erwartete, kam das Gespräch auf das Etablissement der Madam Campan, die Personen, welche darinnen erzogen worden sind, das glückliche Loos, das der Kaiser mehreren von ihnen bereitet hat, und er blieb dann besonders bei Stephanie de Beauharnais stehen, welche Prinzessin von Baden und, wie er sagte, von ihm sehr geliebt ward. Er kam hierbei auf eine Menge einzelner Umstände.

Die Großherzogin Stephanie von Baden hatte schon als Kind ihre Mutter verloren und war durch diese der Pflege einer Engländerin, deren vertrauter Freundin, übergeben worden. Da diese sehr reich und kinderlos war, so hatte sie das Mädchen gewissermaßen adoptirt und ihre Erziehung alten Nonnen im mittäglichen Frankreich, ich glaube zu Montauban, übertragen.

Napoleon hörte, noch als Erster Konsul, einst Josephinen, mit der sie verwandt war, diesen Umstand erwähnen. „Wie können Sie, rief er aus, so etwas zulassen? Jemand Ihres Namens einer Fremden, einer Engländerin, die jetzt unsre Feindin ist, zur Last! Glauben Sie denn nicht, daß Ihr Andenken darunter eines Tages leiden wird?“ Und sogleich ward ein Courier abgeschickt, um das Kind in die Tuilleries zurückzubringen. Die Nonnen wollten es aber nicht hergeben. Napoleon war dies höchst unangenehm; er zog also die nöthigen Erkundigungen ein, verschaffte sich die gehörigen Vollmachten, und nicht lange, so ward ein zweiter Courier an den Präsekt des Orts gesendet, um im Namen des Gesetzes sich auf der Stelle der jungen Beauharnais zu bemächtigen.

So waren damals, den Zeitumständen gemäß, gewisse Erziehungsanstalten, und Meinungen beschaffen, welche sie zu erregen suchten, daß die kleine Stephanie sehr betrübt sey, daß sie fort mußte, und den, der sich ihren Verbündeten nannte, und ihr Wohlthäter werden wollte, nicht ohne Schrecken sehe. Man brachte sie zu Madam Campan nach Saint Germain und gab ihr die besten Lehrer. Auch trat sie mit dem höchsten Glanze der Schönheit, Anmuth des Geistes und der Tugenden aus dieser Anstalt.

Der Kaiser nahm sie zur Tochter an und vermählte sie mit dem Erbprinzen von Baden. Einige Jahre lang war diese Verbindung

nichts weniger als glücklich, aber mit der Zeit verschwanden gewisse vorgefaßte Meinungen, die Vermählten näherten sich einander, und bedauerten seitdem nichts, als das Glück, dessen sie sich früherhin auf diese Art beraubten.

Bei dem Kongreß in Erfurt war die Prinzessin von Baden vom Kaiser Alexander, ihrem Schwager, sehr ausgezeichnet worden. Er bezeugte ihr die feinste Aufmerksamkeit. Man wußte dies, und um es zu hintertreiben, suchten die Herrn, welche die geheime Politik bearbeitet, weil sie bei unsern Unfällen im Jahre 1813 eine Zusammenkunft Alexanders mit der Erbprinzessin von Baden zu Mannheim fürchteten, bei Zeiten durch lügenhafte Nachrichten und selbst erfundene Geschichtchen, welche den Monarchen von ihr entfernten, deren Einfluß zu untergraben. Auch ward allerdings, als der Kaiser Alexander auf seinem Triumphzuge nach Paris durch Mannheim ging, die Prinzessin Stephanie nicht eben artig behandelt. Im innern Gemüthe mochte sie dies wohl fränken, aber sie behielt ihr volles Ehrgefühl, und jetzt zeigte sich ihr Gemahl mit wahrer Charaktergröße. Von allen Seiten drangen die höchsten Personen auf ihn immerwährend ein, sich von seiner Gemahlin, die er aus Napoleons Hand erhalten habe, zu trennen, aber er weigerte sich standhaft, und antwortete mit edlem Stolze, daß er nie eine Niedrigkeit begehen werde, die eben so sehr mit seiner Liebe, als seiner Ehre streite. Seitdem unterlag dieser treffliche Fürst, dem wir in Paris nicht Gerechtigkeit genug wiederfahren ließen, einer langen und schmerzhaften Krankheit, und die Prinzessin weihte ihm bis zu seinem letzten Lebenshauche mit eigener Hand die rührendste, sich bis aufs kleinste erstreckende Sorgfalt, wodurch sie sich die regste Zuneigung ihrer Verwandten wie ihres Volks erwarb.

Sie hat die Ausübung der Souverainität verschönert, ihrem Charakter als Gattin und Tochter Ehre gebracht, und jederzeit die höchste Verehrung und den lebhaftesten Dank für den gezeigt, der, während er selbst auf dem Gipfel einer unbeschränkten Macht stand, sie huldvoll als Tochter angenommen hatte.

Donnerstags am 23. Mai.

Der Kaiser ließ mich gegen 2 Uhr auf sein Zimmer kommen. Er sagte, ich sähe krank aus. Er war es selbst. Er hatte schlecht geschlafen. Darauf zog er sich an, versichernd, daß ihn das wieder herstellen werde. Wir gingen nun in den Garten. Die Unterhaltung führte ihn auf den Satz, daß unsre Sitten vorschrieben, der Souverain solle sich nur stets als Wohltäter zeigen, Handlungen der Strenge müßten durch andere ausgeübt werden, diesem aber nur als seine Hauptdomaine die Gnade übrig bleiben. In

Paris habe man ihm manchmal gewisse Unterredungen, Worte, die er allerdings nicht selbst hätte aussprechen sollen, vorgeworfen. Doch hätte ihm, glaube er, wegen seiner persönlichen Lage, seiner außerordentlichen Thätigkeit, und da fast alles unmittelbar von ihm ausging, manches in dieser Hinsicht verziehen werden sollen. Uebrigens ließ er dem ungemein zarten Takt der Hauptstadt Gerechtigkeit widerfahren. Nirgends, bemerkte er, finde man ohne Zweifel so vielen Geist und Geschmack, als in Paris. Er warf sich den Austritt mit Porcalis im Staatsrathe vor. Ich, der dabei zugegen gewesen war, versicherte ihn, daß er mir dabei gewissermaßen väterlich vorgekommen sey *). „Und doch that ich dabei zuviel, erregnete er. Ich hätte einhalten sollen, ehe ich ihn fortzugehen befahl. Der Austritt hätte, weil jener sich nicht recht fertigte, durch ein bloßes, es ist gut, enden sollen. Nur zu Hause hätte er seine Strafe finden dürfen. Der Fürst hat stets Unrecht, wenn er im Born so richtet. Vielleicht war ich in meinem Staatsrathe dadurch zu entschuldigen, daß ich dort wie in meiner Familie war. Wie dem auch sey, mein Lieber, so ist und bleibt es doch von meiner Seite höchst Unrecht. Man hat nun aber einmal seine Fehler, und die Natur ihre Rechte.

So warf er sich auch, wie er sagte, den Austritt, den er mit Herrn von G . . . in den Tuilerien bei einer der großen Sonntagsaudienzen in Gegenwart des ganzen Hofes gehabt habe, vor. „Aber da, fuhr er fort, war ich wirklich aufs äußerste gebracht. Ich brach wider meinen Willen los. Ich hatte ihm eben eine Legion der Hauptstadt anvertraut, um deren Vertheidigung es sich jetzt handelte. Später erfuhr ich, daß er sich an unserm Unsterne ergökte, und ihn herbei rief, damals wußte ich aber noch nichts davon. Wir hatten den Feind auf dem Rücken, da schrieb mir dieser Herr v. G . . . ganz kaltblütig, daß seine Gesundheitsumstände ihn zum Dienst unfähig machten, und er wagte es dann, sich doch frank und frei vor meinen Augen als Hofmann zu zeigen. Ich war aufgebracht darüber, doch hielt ich mich, und ging an ihm vorüber, aber er fand das Geheimnis aus, sich mir noch drei bis viermal eifrigst in den Weg zu stellen. Nun konnte ich mich nicht länger zügeln, und die Bombe platzte. Mein Herr, „Ich übergehe das Uebrige, das noch lang genug ist.

„Was mich bei allem am meisten betrübt, endete der Kaiser, war die Lage von dessen Sohne, meinem Kammerherrn, über den ich ganz und gar keine Ursache mich zu beklagen hatte.“

*) S. 2tes Bändchen S. 23.

Der Kaiser kam nun auf die Vorstadt St. Germain zurück, und fragte mich über viele Familien und Individuen derselben. Der Zufall führte den Namen der Frau von S . . . herbei. Sie hätte stets, sagte er, eine außerordentliche Anhänglichkeit für den Kaiser gehegt, und man werde sie diese ohnstreitig gegenwärtig sehr grausam büßen lassen. Der Kaiser hatte gar keine Ahnung gehabt, wie weit ihr Eifer, diese Anhänglichkeit gegangen war. Doch war er zu seiner Zeit von dem Edelmuthe, mit welchem sie sich entschlossen hatte, bei der Kaiserin Josephine zu bleiben, und sich ihr ganz zu widmen, sehr gerührt gewesen. Er warf sich vor, daß er nie etwas für sie gethan habe. Sie müsse in der Wahl der Augenblicke, wo sie um die Berufung ihres Mannes in den Senat gebeten habe, unglücklich gewesen seyn.

Von Kindheit an war ich mit Frau von S . . . in sehr nahen Verhältnissen gewesen. Sie hatte Vertrauen in mich gesetzt. Ich erzählte dem Kaiser, wie sie zur Pallastdame ernannt worden sey. Ihr Mann brachte sie eines Morgens zur Kaiserin Josephine, die ihr ganz unbefangen dankte, daß sie in ihren Dienst zu treten gewünscht habe, und ihr sagte, daß sie sie annehme. Für Frau von S . . ., die nie daran gedacht hatte, jedoch mit ihrer natürlichen Schüchternheit jetzt still schwieg, war dies ein Donner Schlag. Auch ich war natürlich damals weit entfernt, eine solche Anstellung zu billigen oder anzurathen, doch erzeugte ich ihr einen wahren Dienst dadurch, daß ich einen Absagebrief, den sie mir hinter dem Rücken der ihren anvertraut hatten, und der den Absichten derer, von welchen diese ganze Sache eingeleitet worden war, hätte gefährlich werden können, zurückbehielt.

Der Kaiser fragte, woher ihr so großer Widerwille habe kommen können, und ich antwortete, daß er aus ihrer Bekanntschaft und den unmittelbaren Verhältnissen mit unsern Prinzen entstanden. „Dann hatte sie Recht, erregnete er, und wie konnte nur ihr Mann sie in eine so ungeschickte Lage bringen? Es ging mir bei meinen Kammerherrnennungen auch gerade so. Einer davon ließ mich bitten, es zu genehmigen, daß er mir die Stelle zurückgebe, weil er, wie er sagte, erster Kammerjunker von Ludwig XVI. und XVIII. gewesen sey. Ich selbst rief da gleich aus: Ei, wie könnte sich denn das mit einander vertragen? Der Mann hat Recht. Es war Mangel an Takt in den Ansichten derer, die mir ihn vorschlugen. Aber ich, was konnte ich dafür? Konnte ich denn solche Kleinigkeiten errathen? Erlaubten mir es etwa meine wichtigen Geschäfte, mich dazu herabzulassen?

„Dennoch aber, fuhr der Kaiser fort, würde Frau v. S . . . wenn sie sich nur dabei zu benehmen gewußt hätte, alles was sie

wünschte, von mir haben erlangen können. Ich schätzte sie wahrhaft. Aber sie hat sich nur für Personen Interessirt und sich von ihnen brauchen lassen, die mir nicht sehr vielen Dank dafür gezeigt haben. Unter andern für jemand, der, sonst Pair des Königs, es nun auch von mir zu seyn wünschte. Seine Tochter versicherte mich bei meiner Rückkehr, daß wenn ich ihm diese Gnade erzeigen wollte, er davon auf der Stelle Gebrauch machen, und sich mit der größten Ergebenheit für mich benehmen würde, da er seiner eignen Versicherung nach keine andere Parthei, als die der Nation kenne, was denn auch übrigens recht gut wäre u. s. w."

Gegen 4 Uhr fuhr der Kaiser in der Kalesche aus. Während unsers gewöhnlichen Wegs sprach er über verschiedene ernste Zufälle, die sein Leben bedroht hätten.

In Saint-Cloud hatte er einmal in seiner Kalesche mit 6 Pferden lang gespannt selbst fahren wollen, der Adjutant Casarelli sey aber ungeschickter Weise quer vor den Pferden vorbeigeritten, und diese wild geworden. Der Kaiser konnte nun nicht die gehörige Wendung nehmen, und so ward der Wagen mit einer solchen Gewalt an das Gitter geschleudert, daß der Kaiser aufs heftigste 8 bis 10 Fuß weit quer über den Weg geworfen ward, und auf den Bauch zu liegen kam. Er sey, sagte er, 8 bis 10 Sekunden todt gewesen. Er habe den Augenblick durchlebt, wo er zu seyn aufgehört, was er den Augenblick der Negative nannte. Der erste, der vom Pseede herabgesprungen, sey zu ihm geeilt, und habe ihn angegriffen, dadurch sey er wieder erweckt worden, und die bloße Berührung habe ihn wie beim Alpdrücken, wo man sich befreit fühlt, so bald man nur einen Laut von sich geben kann, wieder glücklich ins Leben zurückgerufen.

Ein andermal, erzählte er, sey er ziemlich lange ertrunken gewesen. Dies sey 1786 zu Auxonne, wo er in Garnison gestanden, geschehen. Er sey geschwommen, und allein, habe die Besinnung verloren, sich nicht mehr halten können, und der Strom ihn so mitfortgenommen. Recht deutlich habe er das gefühlt, wie das Leben in ihm entweiche, er habe selbst noch gehört, wie seine Kameraden am Ufer gerufen, daß er ertrunken, und wie sie nun nach Rähnen laufen wollten, um wenigstens seinen Leichnam herauszuziehen. In diesem Zustande habe ihn ein Stoß wieder zum Leben gebracht. Er sey nämlich mit der Brust an eine Sandbank aufgerannt. Wunderbarerweise habe sich sein Kopf außer dem Wasser befunden, und so sey er selbst herausgestiegen, habe sich tüchtig übergeben, seine Kleider angezogen, und sey schon wieder zu Hause gewesen, als man noch seinen Leichnam aufgesucht.

Noch einmal in Marly sey bei einer wilden Schweinsjagd die ganze Begleitung in Flucht, wahrhaft in den Zustand einer zersprengten Armee gerathen. Nur er habe mit Coult und Berthier gegen drei ungeheure Eber, die sie mit den Hauern wüthend angegriffen, Stand gehalten. „Wir brachten sie alle drei, sagte er, richtig um, der meine kam mir doch aber gewaltig nahe, und hätte mich fast um den Finger gebracht, wie Sie hier sehen.“ In der That fand sich am letzten Gelenke des verletzten Fingers der linken Hand eine tüchtige Schramme. „Das Lächerlichste aber dabei, schloß der Kaiser, war dies, die Menge Menschen von allen ihren Hunden umgeben zu sehen, welche sich sämmtlich hinter den drei Helden verbargen, und aus vollem Halse schrieen: Helfe dem Kaiser, rette den Kaiser, zum Kaiser her!! Kein Mensch kam aber vorwärts u. s. w.“

Freitags am 24. März.

Der Kaiser fuhr heut bloß aus und zwar in der Kalesche. Unsere Spazierfahrt währte beinahe anderthalb Stunden. Wir fuhren langsam, und fiengen noch einmal von vorn an. Der Kaiser sprach von Politik. Unsere Lektüre in den neuesten Zeitschriften, die seit 3 Tagen angekommen waren, bot den Stoff dazu dar.

In Frankreich nahm die Auswanderung der Patrioten reißend Ueberhand, und man schien sie dadurch, daß man jener Güter nicht einzog, begünstigen zu wollen. u. s. w.

Der Kaiser glaubte bei den Debatten des englischen Parlaments den Gedanken einer Theilung Frankreichs im Hintergrunde zu sehen, und war außer sich darüber. „Jedes wahrhaft französische Herz, sagte er, muß darüber in Verzweiflung gerathen, eine zahllose Majorität auf vaterländischem Boden muß die Qualen des heftigsten Schmerzes empfinden. Ach, rief er aus, warum bin ich nicht schon in einer Spähre jenseit dieses Erdballs! Warum stehe ich nicht auf einem wahrhaft freien und unabhängigen Boden, wo mich kein Verdacht eines äußern Einflusses treffen könnte! Wie wollte ich die Welt in Staunen setzen! Ich würde einen Aufruf an die Franzosen richten, ich würde ihnen zurufen: Ihr geht unter, wenn ihr nicht einig seyd; das verhasste, anmaaßende Ausland wird euch zerstückeln, vernichten. Erhebt euch Franzosen, bildet um jeden Preis ein Ganzes, vereint euch, wenn es seyn muß selbst mit den Bourbonn; denn das Daseyn des Vaterlandes, sein Heil geht über alles andere.“

Immer glaubte er jedoch noch, daß Rußland sich gegen diese Theilung setzen werde. Es müsse dadurch die Vergrößerung und Verbrüderung Deutschlands gegen sich fürchten. Jemand be-

merkte, daß auch Oesterreich sich aus Furcht, nicht mehr gegen Rußlands Unternehmungen einen nothwendigen Stützpunkt zu haben, dagegen setzen müsse, und erwähnte überdies, daß es vielleicht dem Könige von Rom nützlich werden, und sich seiner dabei bedienen könne. Darauf ergegnete der Kaiser: Ja, als Drohungsinstrument vielleicht, aber nie als Gegenstand des Wohlwollens. Dazu haben sie zu viel Furcht vor ihm. Der König von Rom würde der Mann des Volks, er würde der Mann Italiens seyn. Vielleicht läßt ihn die österreichische Politik nicht einmal am Leben, unter seinem Großvater jedoch geschieht das nie, denn der ist ein ehrlicher Mann, aber er wird nicht ewig leben. Oder wenn die Sittlichkeit unsrer Zeit ein solches Verbrechen ja nicht erlauben sollte, werden sie seine Geistesfähigkeiten zu vernachlässigen suchen, sie werden sie abstupfen; und wenn er ja dem physischen und moralischen Morde entgehen sollte, wenn seine Mutter, wenn die Natur ihn aus allen diesen Gefahren dennoch rettet, dann! . . . dann! . . . wiederholte er mehrermale, als ob er den rechten Ausdruck suchte — dann — ja, wie dann? — Denn wer kann das Schicksal irgend eines Erdenbürgers vorausbestimmen!"

Nun kam der Kaiser wieder auf England, und schloß damit, daß diesem Staate allein an Frankreichs Zerstörung wahrhaft gelegen sey. Und nun fing er bei seiner Geistesfülle und Beweglichkeit an, die verschiedenen Pläne durchzugehen, die es zu diesem Zwecke ausführen könnte. Es müsse, sagte er, die Niederlande nicht zu groß werden lassen, denn außerdem werde ihm Antwerpen eben so furchtbar werden, wie es bereits unter französischer Botmäßigkeit war; es müsse die Bourbons im Mittelpunkte mit etwa 8 bis 10 Millionen Unterthanen lassen, und sie mit Fürsten, Herzögen oder Königen der Normandie, Bretagne, Aquitaniens und der Provence umgeben, dergestalt, daß Cherbourg, Brest, die Garonne und das mittelländische Meer sich in verschiedenen Händen befänden. Dadurch würde, sagte er, die französische Monarchie um viele Jahrhunderte zurückschreiten, das Regiment der ersten Capets wieder anfangen, und den Bourbons mehrere Jahrhunderte neuer peinlicher und mühevoller Anstrengungen zu Theil werden. „Glücklicherweise jedoch, bemerkte der Kaiser, würde England, um bis dahin zu gelangen, unüberstetliche Schwierigkeiten zu besiegen haben, nämlich die Gleichheit der Eintheilung des Grund und Bodens in Departements, die Ähnlichkeit der Sprache, die Einheit der Sitten, die Allgemeinheit des Gesetzbuchs, den gleich verbreiteten Einfluß der Lizenzen, und den Ruhm und Glanz, den ich Frankreich hinterließ. Dies sind eben so viele unauflöbliche Bande, eben so viele wahrhaft nationale Einrichtungen. Bei diesen zer-

Stückelt man ein großes Volk nicht, löst es nicht auf, oder es erneut sich stets, steht immer wieder auf. Es ist der Riese des Ariosts, der nach jedem seiner abgehauenen Glieder, selbst nach seinem Kopfe läuft, sie wieder ansetzt und von Neuem kämpft. Ach, Sire, sagte einer von uns, die Tapferkeit und Macht des Riesen beruhte bloß auf einem ausgerissenen Haare, und wenn nun dieses Lebenshaar Frankreichs, Napoleon hätte seyn sollen! — Nein, ergegnete der Kaiser schnell, das könnte nicht seyn, mein Andenken, meine Ideen würden doch am Leben bleiben. „Und dann begann er wieder: Für mein Frankreich wäre England, wie es die Lage der Dinge fordert, endlich nur ein Anhängsel geworden. Die Natur hatte es zu einer uns gehörigen Insel eben so gut, wie Oleron oder Corsika, bestimmt. Ach! wovon hängt nicht das Schicksal der Reiche ab! Wie stehen unsre Revolutionen so klein und unbedeutend da, verglichen mit der Einrichtung des Weltalls! Hätte ich statt der Expedition nach Egypten mich nach Irland gewendet, hätten kleine Unordnungen nicht meiner Unternehmung von Boulogne Hindernisse in den Weg gelegt, was könnte dann vielleicht heut zu Tage England seyn? Was wäre der Continent? Die politische Welt? u. s. w.“

Sonnabends am 25. Mai.

Nach Tisch ließ der Kaiser Oedip, den er sehr lobte, dann Brutus, den er auf eine bewundernswürdige Weise auseinander setzte. Voltaire, sagte er, verstand hier keinesweges das wahre Gefühl. Die Römer wurden durch Vaterlandsliebe, wie wir durch die Ehre angetrieben, folglich zeichnete Voltaire nicht das wahrhaft Erhabene des Brutus, der seine Kinder, ohnerachtet seiner väterlichen Schmerzen, doch dem Wohle des Vaterlands zum Opfer brachte, er machte vielmehr ein Ungeheuer von Hochmuth aus ihm, der seine Kinder seiner gegenwärtigen Lage, seinem Namen, seinem Berühmtseyn opferte. Der ganze Knoten des Stücks, fuhr er fort, war nach Gutdünken geschützt. Lullia war eine Rasende, die den Kaufpreis für ihr Bett in die Hand drückte, aber nicht ein zärtlich liebendes Weib, deren Verführung und gefährlicher Einfluß zum Verbrechen hinreißen konnte.

Sonntags am 26. Mai.

Der Kaiser ließ mich gegen 2 Uhr rufen. Er befand sich unwohl, war müd und litt. Wir durchblätterten einige Zeitschriften.

In diesen lasen wir, daß sein Bruder Joseph großes Besitzthum im Norden der Staaten von Newyork am Lorenzo-Flusse

gekauft habe und eine große Menge Franzosen sich an ihn anschließen, so daß sich dort bald eine Niederlassung bilden werde. Man bemerkte, daß die Wahl des Orts nach dem Vortheile der vereinigten Staaten und im Gegensatz mit Englands Politik getroffen zu seyn scheine, denn im Süden, zum Beispiel in Louisiana, konnten die Ausgewanderten nichts anders beabsichtigen und erwarten, als Ruhe und häusliche Wohlfahrt, indessen sie ganz offenbar an den Orten, wo man dieselben ansiedelte, sehr bald ein natürlicher Reiz für die Bevölkerung von Canada, die schon französisch war, werden und in der Folge eine starke Schutzwehr, oder selbst einen feindlichen Punkt gegen die Engländer bilden mußten, welche noch jetzt deren Beherrscher sind. Der Kaiser sagte, daß dieses Etablissement in Kurzem einen Verein von Männern bilden würde, der in aller Art stark genannt zu werden verdiene. Wenn sie ihrer Pflicht eingedenk wären, so müßten von ihnen ausgezeichnete Schriften, siegreiche Widerlegungen des jetzt in Europa triumphirenden Systems ausgehen. Der Kaiser hatte schon auf der Insel Elba einen ähnlichen Gedanken gehabt.

Jetzt kam er darauf, das zu überrechnen, was er den Mitgliedern seiner Familie gegeben hatte, und die Summen, welche sie gesammelt haben könnten. Sie müßten sehr beträchtlich seyn. Er allein habe nichts und wenn er einst in Europa etwas besitzen sollte, so verdanke er solches einzig der Vorsicht und den zweckmäßigen Maasregeln einiger Freunde.

Hätte der Kaiser Amerika erreichen können, so würde er, wie er sagte, dorthin alle die Seinigen berufen haben. Er glaubte, daß sie im Stande gewesen wären, wenigstens 40 Millionen zusammen zu bringen. Dieser Punkt wäre dann der Kern eines Nationalvereins — eines neuen Vaterlands geworden. Vor Ablauf eines Jahres würden die Ereignisse in Frankreich und im übrigen Europa diese Summe bis auf 100 Millionen vermehrt und Sechzig Tausend Individuen, von denen die Mehresten Eigenthum, Talente und Bildung gehabt hätten, um ihn her versammelt haben. Der Kaiser äußerte, daß er diesen Traum gern verwirkliche und darin einen neuen Ruhm gefunden haben würde.

„Amerika, fuhr er fort, war in jeder Rücksicht unser wahres Asyl. Es ist ein ungeheures Festland, im Besiz einer ganz eigenen Freiheit. Sind Sie voll Schwermuth, so können Sie sich in einen Wagen setzen, tausend Meilen fahren und immerfort das Glück eines reisenden Privatmanns genießen. Sie sind nichts besseres, als jeder andere, verlieren sich nach Belieben unter der Menge, und behalten dabei Ihre Sitten, Ihre Sprache, Ihre Religion u. s. w.“

Er selbst, sagte der Kaiser, konnte nun schon nicht mehr als ein bloßer Privatmann auf dem Festlande von Europa leben. Sein Name war zu populär; er hing schon auf die oder jene Weise mit jedem Volke zusammen; er gehörte nun bereits jedem Lande an.

„Für Sie, setzte er lachend hinzu, war das Natürlichste, an den Oronoko oder nach Mexiko zu gehen. Dort ist die Erinnerung an den guten Las Casas noch nicht verlöscht; Sie konnten dort alles, was Sie nur wollten. Es giebt in der Art Bestimmungen, die höchst merkwürdig sind. Gregoire zum Beispiel darf nur nach Haiti gehen; man wird ihn dort zum Papst machen.“

Bei des Kaisers zweiter Abdikation schrieb ihm ein Amerikaner zu Paris: „So lange Sie sich an der Spitze einer Nation befanden, war Ihnen jedes Wunder möglich, Alles war zu hoffen erlaubt. Jetzt aber verschwindet in Europa Ihnen jede Möglichkeit. Fliehen Sie! Suchen Sie die vereinigten Staaten zu erreichen. Ich kenne dort die Herzen der Mächtigen und die Gesinnungen der Menge. Sie finden daselbst ein neues Vaterland und wahrhaften Trost.“ Der Kaiser wollte es nicht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er auf den Flügeln der Schnelligkeit und mit Hilfe einer Verkleidung bis Brest, Nantes, Bordeaux, Toulon kommen und wahrscheinlich nach Amerika gelangen konnte; aber er glaubte, daß seine Würde ihm weder eine solche Verkleidung, noch die Flucht gestatte. Er hielt sich für verbunden, ganz Europa sein unbegrenztes Vertrauen zu dem französischen Volke und dessen hohe Liebe zu seiner Person dadurch beweisen zu müssen, daß er in einer solchen Krisis sein Reich als ein bloßer Privatmann und ohne alle militärische Bedeckung durchreiste. Endlich — und das war es vor allem, was ihn in diesem kritischen Augenblicke leitete — endlich glaubte er, daß bei dem Anblick der Gefahr die Schuppen von den Augen fallen würden, daß man sich wieder an ihn anschließen, daß er das Vaterland retten werde. Deshalb nur blieb er noch so lange zu Malmaison, deshalb zögerte er noch so sehr zu Rochefort. Wenn er nun zu St. Helena sich befindet, hat er es nur diesem Gefühle zuzuschreiben, von dem er sich nie losreißen konnte. Späterhin, als ihm keine andre Zuflucht mehr übrig blieb als die Gastfreundschaft des Bellerophon anzunehmen, war es ihm doch eine geheime innere Genugthuung, daß er sich nur in Folge der unwiderstehlichen Gewalt der Dinge dort befand. In England seyn, hieß nicht von Frankreich sich trennen. Er wußte sehr wohl, daß er dort nicht frei seyn werde, aber er hoffte gehört zu werden, und was konnte nicht alles in Folge der Wendung, die seine Gegenwart schon in den Angelegenheiten hervor-

brachte, dann noch geschehen! „Die englischen Minister, sagte er, fanden, als Feinde ihres Vaterlandes und von dem Auslande bestochen, meine einzelne Person noch zu fürchtbar. Sie glaubten, daß meine alleinige Meinung mehr in London gelten möchte, als die ganze Opposition; daß sie also ihr System oder ihre Stellen aufgeben müßten, und um die letztern zu behalten, haben sie auf niederträchtige Weise die wahren Interessen ihres Landes geopfert und zugleich den Triumph, den Ruhm ihrer Gesetze, den Frieden der Welt, das Heil von Europa, die Wohlfahrt und die Segnungen der kommenden Zeit.“

Abends kam der Kaiser im Gange der Unterhaltung abermals auf Waterloo, auf seine Unruhe, seine Unentschlossenheit, ehe er sich für die Abdankung entschied. Ich übergehe hierbei eine Menge einzelner Umstände, um mich nicht zu wiederholen und nehme davon nur Folgendes auf.

Die Rede, welche er an die Minister über die streitige Frage der Abdankung hielt, war eine buchstäbliche Prophezeiung alles dessen, was seitdem schon eingetroffen ist. Carnot war der einzige, der ihn zu fassen schien. Er widersetzte sich derselben, da sie, wie er behauptete, der Todesstoß für das Vaterland sey; er wollte, daß man sich bis auf den letzten Mann, gleich Verzweifelten vertheidigen möchte. Niemand stimmte ihm bei — alle Andre waren für die Abdankung: sie wurde daher beschlossen und Carnot bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und zerfloß in Thränen.

Bei einer andern Gelegenheit sagte der Kaiser: „Ich bin kein Gott; ich konnte nicht alles allein vollbringen, konnte die Nation nicht anders als durch sie selbst retten. Ich war überzeugt, daß das Volk dies fühlte, und es leidet daher jetzt ohne sein Verschulden. Der Schwarm der Intriguenmacher, die Herren mit den Titeln und Aemtern, sie sind die wahren Schuldigen. Die Gelindigkeit des Systems von 1814, die große Milde der Restauration war es, was sie verführt und mich unglücklich gemacht hat; sie glaubten, daß es wieder so gehen werde. Der Wechsel der Fürsten war ihnen nichts weiter, als höchstens ein schlechter Spaß. Es gab auch nicht einen unter ihnen, der nicht gehofft hätte, zu bleiben, was er war, es mochte nun Ludwig der XVIIIte oder irgend ein Anderer an meine Stelle kommen. Solche unwissende glerige, selbstsüchtige Menschen sehen in einer so wichtigen Sache nichts, als eine ihnen ganz gleichgültige Mitbewerbung und denken nur an ihr individuelles Interesse, wenn es auf einen Kampf der Meinungen auf Leben und Tod ankommt, der sie Alle aufreiben konnte. Und dann — warum sollte ich es auch verhehlen? — Wir sind gewiß einerlei Meinung. Ich hatte mich mit stolzen

Can . . . umgeben, meine eignen Kreaturen. — Damit — hier bei wendete er sich an mich — damit meine ich noch nicht Ihre Vorstadt Saint-Germain, denn deren Sache ist hiervon ganz verschieden; diese hat noch allenfalls eine Art von Entschuldigung für sich. Bei dem Umsturz der Dinge im Jahr 1815 waren die Hauptverräter dort nicht zu finden; ich hatte mich über sie nicht eben zu beklagen, und bei meiner Rückkehr waren sie mir gar nichts schuldig. Ich hatte der Krone entsagt, der König war wiedergekommen; sie waren zu ihren früheren Verhältnissen zurückgekehrt, hatten einen neuen Pacht abgeschlossen u. s. w.

Montags den 27. Mai.

Um 2 Uhr gieng der Kaiser aus; das Wetter war sehr schön. Es ist sehr verschieden davon, wie wir es bei unserer Ankunft fanden, und besonders ungleich kühler. Demohnerachtet war der Kaiser leidend und schien viele Langeweile zu haben. Er gieng, während die Kalesche nachkam, bis zu dem Ende des Gehölzes und dann machten wir unsre gewöhnliche Spazierfahrt.

Das Gespräch fiel auf den Zustand der Industrie in Frankreich. Der Kaiser sagte, daß er ihn zu einem bis dahin ganz unbekannten Grade der Vollkommenheit gebracht habe, was man jedoch in Europa und selbst in Frankreich gar nicht wußte. Die Fremden waren darüber bei ihrer Ankunft ganz erstaunt. Der Abbé Montesquiou hatte, als er Minister des Innern war, davon immerwährend die Beweise in den Händen.

Der Kaiser war der Erste, der in Frankreich den Satz aufstellte: Erst kommt der Ackerbau, dann die Industrie — das heißt die Manufakturen — dann endlich der Handel, der nichts als ein Ueberfluß der erstern seyn darf. Er war es auch, der die Interessen der Fabrikanten und Negozianten näher bestimmte und auf eine deutliche folgerechte Weise in Ausübung brachte. Er war es, dem man den Zucker, den Indigo und die Wolle zu verdanken hat. Er hatte Eine Million als Preis für denjenigen ausgesetzt, der die Erfindung machen würde, den Flachß wie Wolle zu spinnen. Er hoffte mit großer Zuversicht auf ein glückliches Resultat und glaubte jetzt, daß nur die eingetretenen traurigen Verhältnisse jene kostbare Entdeckung verhindert hätten.

Die Feinde unserer eigenen Wohlfahrt, die alte Aristokratie, sagte er, hätten sich in elendem Witz und in schamlosen Zerrbildern über diese Dinge erschöpft; aber die Engländer, denen der Stoß empfindlich gewesen sey und die noch immer daran litten, keinesweges dazu gelacht.

Kurz vor dem Diner ließ mich der Kaiser in sein Zimmer kommen. Er war sehr leidend, versuchte eine Unterhaltung, hatte jedoch dazu nicht die Kräfte und schob sein Uebelbefinden auf den neuerlich angekommenen schlechten Wein. Die Erwähnung des Weins gab ihm Anlaß zu erzählen, daß Corvisart, Bercholet und andere Chemiker und Aerzte ihm angerathen hätten, er, der doch so Vielem ausgesetzt sey, möchte ja, wenn er Wein tränke und den mindesten schlechten Geschmack daran wahrnähme, ihn gleich wieder wegsputzen.

Dies Gespräch gab Veranlassung, sich über einen gewissen Menschen zu verwundern, dessen Gesichtszüge mit seinem Charakter einen wahren Kontrast bildeten. „Hieraus folgt, sagte der Kaiser, daß man die Menschen nicht nach dem Gesicht beurtheilen darf; nur durch Prüfung kann man sie kennen lernen. Was für Phisionomieen sind mir in meinem Leben vorgekommen, welche Erfahrungen habe ich hierbei gemacht! welche Denunciationen und Anklagen habe ich vernehmen müssen! Ich hatte mir's deshalb zum Gesetz gemacht, weder auf Gesichtszüge, noch auf bloße Worte etwas zu geben. Nichts destoweniger muß man bekennen, daß das Gesicht bisweilen gar sonderbarer Weise auf die Spur bringt. Wenn man zum Beispiel unsern Monseigneur (den Gouverneur) betrachtet, wer erkennt da nicht gleich die Tigerfähe in seinen Zügen? Noch ein anderes Beispiel: Ich hatte einen Menschen in meinem Dienst und in der Nähe meiner Person, den ich sehr liebte, aber doch fortjagen mußte, weil ich ihn zu mehrerenmalen dabei betraf, daß er die Hand im Sack hatte, und ganz unverschämt zulangte. Nun, wer ihn ansieht, wird finden, daß er die Augen einer Elster hat.“

Es wurde dann auch bei dieser Gelegenheit erwähnt, was Mirabeau sagt, wenn er von Pastoret's Gesicht spricht; „Man sieht den Tiger und das Kalb, aber doch ist das Kalb vorherrschend.“ Er lachte herzlich darüber, weil, wie er sagte, das vollkommen wahr sey.

Der Kaiser wollte ganz allein in seinem Zimmer speisen, und ließ mich dann um 10 Uhr wieder rufen. Er befand sich jetzt besser, und blätterte in mehreren Büchern, womit sein Kanapee bedeckt war; er fieng an, den Alexander von Racine zu lesen, den er aber gar nicht leiden mag, und wählte daher bald Andromache, für welche er dagegen sehr eingenommen ist.

Dienstags am 28. Mai.

Der Kaiser ging gegen 2 Uhr aus. Die Witterung war sehr mild und angenehm, und wir fuhren eine Stunde lang spazieren. Es war Anfangs Rede vom Reiten. Der Kaiser fühlt, daß es ihm für seine Gesundheit höchst nothwendig ist, aber es scheint,

als ob es ihm zum Ekel geworden sey. Er könne ja, sagte er, sich kaum umdrehen. Unser kleiner Umkreis kommt ihm wie eine Reithahn vor, in welcher ihm übel wird. Inzwischen gelang es uns doch, bei der Rückkunft ihn dazu zu bewegen. Wir waren Alle mit ihm, und erreichten den Rücken des sich nach der Ferne hin ausstreckenden Ziegenberges, wo der Horizont der Stadt sich von dem Horizont von Longwood scheidet. Bei dem Zurückkommen passirten wir die Fronte des Lagers. Es war dies zum zweitenmale seit unserem Aufenthalt in Longwood. Die Soldaten ließen Alles, womit sie etwa beschäftigt seyn mochten, sogleich stehen und liegen, und kamen freiwillig herzugelaufen, um eine Haie zu bilden. „Welchem europäischen Krieger, sagte der Kaiser bei dieser Gelegenheit, schlägt das Herz nicht höher, wenn ich in seine Nähe komme.“ Bloß weil er dies wußte, vermied er es hier sorgfältig, dem englischen Lager zu nahen, aus Furcht, man möchte ihn beschuldigen, daß er Gefühle dieser Art erregen wolle. Dieser kleine Ausflug und die Ermüdung, welche er verursachte, war aller Welt recht angenehm. Wir kamen um 5 Uhr zurück. Der Kaiser fand den Tag sehr lang; er diktirte seit einiger Zeit nicht mehr. Als er jetzt eine Art von Regel erblickte, welche sich die Leute gefertigt hatten, ließ er sie herzubringen und spielte eine Parthie mit mir. Ich verlor einen und einen halben Napoleond'or an den Kaiser, die er mich auch richtig bezahlen ließ, und dann dem Diener hinwarf, der uns die Kugeln brachte.

Mittwochs am 29. Mai.

Seit langer Zeit nimmt sich es der Kaiser auf unser Zureden an jedem Abend vor, am nächsten Morgen bei früher Tageszeit schon sich zu Pferde zu setzen, aber jedesmal, wenn das Vorhaben ausgeführt werden soll, hat er nicht den Muth dazu. Heute war er denn von halb 9 Uhr an im Garten, und ließ mich dahin ruhen. Die Unterhaltung fiel auf Corsika, und wurde länger als eine Stunde fortgesetzt. „Das Vaterland bleibt immer theuer, sagte er, um diesen Preis könnte es selbst St. Helena seyn.“ Corsika hatte mithin tausend Reize, und er zergliederte davon die größeren Züge, den kühnen Zuschnitt seiner physischen Struktur. Er sagte: die Insulaner hätten vermöge ihrer Abgeschlossenheit, welche sie gegen feindliche Einfälle und die immerwährenden Vermischungen, denen der Continent ausgesetzt sey, schütze, stets etwas Originelles, so wie die Bergbewohner eine Energie des Charakters, und eine Festigkeit der Seele, die ihnen ganz eigen sey. Er verweilte immer länger bei den Vorzügen des Geburtslandes. Alles sey dort besser, sagte er, selbst bis auf den Geruch des Erdbodens.

Schon daran habe er ihn mit geschlossenen Augen erkannt, und ihn anderwärts nie so gefunden. Noch sehe er sich dort in dem Leben seiner ersten Jahre, dort fand er seine erste Liebe, dort freute er sich seiner Jugendzeit mitten unter Abgründen, wenn er die höchsten Gipfel, die tiefsten Thäler, die engsten Bergschlünde durchstrich; dort empfing er die Ehrenbezeugungen und Vergnügungen der Gastfreundschaft, dort lebte er in dem Kreise seiner Verwandten, deren Streitigkeiten und Rachsucht sich bis ins siebente Glied fortpflanzte. Ein Mädchen, sagte er, rechnet dort die Zahl ihrer Vettern zu dem Werthe ihrer Mitgift. Er erinnerte sich mit Stolz, daß er, noch ehe er 20 Jahr alt war, eine große Excursion Paoli's nach Porte di Nuovo mitgemacht hatte. Das Gefolge war zahlreich, mehr als 500 von den Seinen begleiteten Paoli zu Pferde. Napoleon war ihm zur Seite. Paoli erklärte ihm unterwegs die Stellungen, die Orte, wo im Freiheitskriege Widerstand geleistet, oder irgend ein Sieg ersochten worden war, und als er nun die Bemerkungen seines jungen Begleiters vernahm, wornach er dessen Charakter und Meinungen beurtheilte, sagte er zu ihm: „O Napoleon! Du hast nichts von den Neuern! Du gehörst dem Plutarch an.“

Als Paoli seine Insel den Engländern überliefern wollte, blieb die Familie Bonaparte mit heißem Eifer an der Spitze der französischen Parthei und hatte die traurige Ehre, daß ihr ein Besuch der Inselbewohner angedroht wurde, nämlich ein Angriff des Volks in Masse. Zwölf bis fünfzehntausend Bauern stürzten sich von ihren Bergen hernieder auf Ajaccio, das Haus wurde geplündert und verbrannt, die Weinberge verwüstet, die Heerden vernichtet. Madame Bonaparte irrte mit einer kleinen Anzahl von Getreuen einige Zeit an der Küste umher, und mußte endlich Frankreich zu erreichen suchen. Bei alledem hatte Paoli, dem diese Familie so sehr ergeben gewesen war, und der sogar Madame Bonaparte jederzeit ganz besondere Achtung bewies, die Ueberredung versucht, ehe er Gewalt gebrauchte. „Entsagen Sie dem Widerstand,“ so lies er ihr kund thun, „er wird Sie mit den Ihrigen ins Unglück, und um Ihr Vermögen bringen. Die Uebel sind nicht zu berechnen, und nun nicht wieder gut zu machen.“ Und in der That, sagte der Kaiser, würde, ohne den Wechsel des Glücks, den die Revolution für seine Familie herbeiführte, dieselbe sich nie wieder erhoben haben. Madame Bonaparte antwortete als eine Heldin, wie Cornelia einst: „Sie kenne nicht zweierlei Gesetze. Sie und ihre Kinder und ihre ganze Familie würden stets denen der Pflicht und der Ehre treu bleiben.“ Hätte damals der alte Archidiaconus Lucian noch gelebt, sagte der Kaiser, so würde

sein Herz bei dem Gedanken geblutet haben, daß er seine Schaafe, seine Ziegen, seine Rindvieh-Heerden verlieren solle, und seine Klugheit hätte gewiß das Ungewitter beschworen.

Madame Bonaparte hoffte bei ihrer Auswanderung, daß sie, als ein Opfer ihres Patriotismus und ihrer treuen Anhänglichkeit an Frankreich, zu Marseille mit Achtung aufgenommen werden würde, aber sie lebte dort im traurigsten Zustande, kaum in Sicherheit, und war sehr verwundert, den Patriotismus nur auf den Straßen und ganz im Schmutz zu finden.

Napoleon hatte in seiner Jugend eine Geschichte Corsikas geschrieben, die er dem Abbe Raynal dedicirte. Einige Briefe und schmeichelhafte Auszeichnungen dieses Schriftstellers, der nachher der Mann nach der Mode ward, wurden ihm dafür zum Lohn. Das Buch selbst ist verloren gegangen.

Der Kaiser versicherte, kein Franzose, der den Krieg auf Corsika mitgemacht habe, sey gleichgültig in Betreff des Charakters jener Bergbewohner von der Insel zurückgekehrt; die einen hätten sich mit dem größten Enthusiasmus über sie ausgedrückt, die andern aber nichts als Räuber in ihnen erblickt.

Es war einst im Senat zu Paris gesagt worden, Frankreich habe sich einen Herrn unter dem Volk gesucht, aus dem die Römer nicht einmal Sklaven hätten haben mögen. „Der Senator, der dies sagte, äußerte der Kaiser, wollte mich beleidigen, aber er machte den Corsen damit ein großes Compliment. Es ist wahr, die Römer kauften nie Corsische Sklaven. Sie wußten, daß sie ihnen nichts helfen würden, denn es war unmöglich, sie zum Sklavensinne zu beugen.“

Bei dem Freiheitskriege in Corsika schlug jemand sonderbarer Weise vor, alle Kastanienbäume, von deren Früchten die Bergbewohner leben, nieder zu hauen oder zu verbrennen. „Man wird sie zwingen, in die Ebene herab zu kommen, um Frieden und um Brod zu bitten.“ Glücklicherweise war das einer von den Plänen, sagte der Kaiser, die nur auf dem Papiere ausführbar sind. Ganz im entgegengesetzten Sinne deklamirte Napoleon in seiner frühesten Jugend immer gegen die Ziegen, die sich in übergroßer Menge auf der Insel befinden, und vielen Schaden an den Bäumen thun. Er wollte, daß man sie ganz ausrotten möchte, und hatte darüber schrecklichen Streit mit seinem Onkel, dem alten Archidiaconus, der zahlreiche Heerden besaß, und sie wie ein Patriarch vertheidigte. In seinem Eifer nannte er seinen Neffen einen Neuerer und schimpfte auf die philosophischen Ideen, die seinen Ziegen so gefährlich waren.

Paoli starb in sehr hohem Alter zu London; er erlebte noch

Napoleons Ernennung zum Ersten Consul und zum Kaiser; Letzterer bedauerte, ihn nicht zurückberufen zu haben. „Das wäre, sagte er, eine große Freude, ein wahrer Triumph für mich gewesen. Aber, da ich immer mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigt war, hatte ich so selten Zeit, mich meinen persönlichen Gefühlen zu überlassen.“

Als nach der Rückkehr des Kaisers im Jahre 1815 Lucian nach Paris kam, rief Joseph, ihn als General-Gouverneur nach Corsika zu schicken. Es wurde solches sogar beschlossen, aber die Wichtigkeit der Ereignisse, und die reißende Schnelligkeit, womit sie eintraten, verhinderte die Ausführung. Wäre es geschehen, so wäre er dort Herr geblieben, und unsre verfolgten Patrioten würden daselbst bedeutende Hülfe gefunden haben. Ach, wie vielen Unglücklichen hätte dann Corsika zum Asyl gedient! Uebrigens, wiederholte er hierbei, daß er bei seiner Abdankung den Fehler gemacht habe, sich nicht die Souverainität von Corsika sammt einigen Millionen von der Civilliste zu bedingen, nicht Alles, was er nur an Kostbarkeiten besaß, mit fortzunehmen und eiligst nach London zu gehen, von wo aus er ungehindert hinüber kommen konnte. Dort wäre er dann zu Haus, das Volk, seine Familie und alle Arme, alle Herzen wären zu seinem Dienst gewesen. Dreißig tausend — funfzig tausend Allirte hätten es nicht bezwingen können. Keiner von ihnen würde diese Aufgabe haben lösen wollen. Aber eben das Vortheilhafte einer solchen Stellung hat Napoleon abgehalten. Er wollte nicht, daß bei dem Schiffbruch des französischen Volks, der ihm vor Augen schwebte, man ihm nachsagen könnte, daß er die Kunst verstanden habe, allein den Hafen zu erreichen.

Man bemerkte jetzt, es sey das Gerücht umhergegangen, daß es in seiner Macht gestanden habe, im Jahr 1814 Corsika statt der Insel Elba zu erlangen. „Ganz gewiß, sagte der Kaiser, und wenn man einst die Verhandlungen von Fontainebleau erfährt, wird man erstaunen! — Ich hätte damals mir vorbehalten können, was ich nur wollte; und nur eine augenblickliche Laune bestimmte mich für die Insel Elba. Auf jeden Fall ist es glaublich, daß, wenn ich Corsika gehabt hätte, die Rückkehr von 1815 nicht versucht worden wäre. Auch selbst auf Elba war es nur die schlechte Staatsverwaltung und daß man die von mir gemachten Bedingungen nicht in Erfüllung brachte, wodurch man meine Rückkehr herbeiführte.“

Wir erinnerten jetzt den Kaiser an seine frühere Absicht, auszureiten, er sagte aber, es sey ihm lieber, zu plaudern und zu gehen. Er verlangte sein Frühstück, und wir sprachen nachher lange Zeit über den ehemaligen Hof, den Adel, der ihn bildete,

seine Ansprüche; die königlichen Carossen *rc.*, und verglichen dies Alles mit dem, was der Kaiser dafür geschaffen hatte.

Dann ging er zurück auf die Epoche seines Consulats, und die großen Schwierigkeiten, welche man darinnen fand, die Art von Hof zu bilden, der doch dabei erforderlich war. Als der erste Consul die Tuileries bezog, waren nur erst die Stürme der Zeit und der Sitten vorüber, welche er in Vergessenheit bringen wollte. Aber er war stets bei der Armee gewesen, kam aus Egypten, hatte Frankreich jung und ohne Erfahrung verlassen, kannte niemand und Alles das setzte ihn in große Verlegenheit. Lebrun war in diesen ersten Momenten sein bester Schutz. Die Banquiers und Geldmäkler gaben damals den Ton an. Kaum war der Consul ernannt, als viele sich beeiferten, bedeutende Darlehne anzubieten. Dieses Vorkommen schien recht großmüthig; aber es lagen andre Absichten dabei zum Grunde. Es waren im Allgemeinen Leute von schlechtem Ruf, sie wurden abgewiesen. Der erste Consul hatte eine natürliche Abneigung gegen diese Geldmänner; er hielt es für seine Pflicht, andere Grundsätze, als Scheerer, Barras und das Direktorium an den Tag zu legen. Er wollte, daß Rechlichkeit die erste Triebfeder und der Hauptcharakter des neuen Gouvernements seyn möchte. So sah sich der Consul auch sogleich von den Frauen der Lieferanten umringt. Sie waren alle gar reizend und zeigten sich in der größten Eleganz. Beides schien den Herrn, welche dergleichen Geschäfte machten, ganz unerläßlich und von großer Wichtigkeit für ihre Unternehmungen. Allein der ernste Lebrun wachte über seinen jungen Telemach, und öffnete ihm die Augen. Es wurde beschlossen, ihnen in den Tuileries keinen Zutritt zu gestatten. Bei alledem wußte man nicht recht, wer daselbst die Gesellschaft bilden soll. Den Adel wollte man nicht, um die öffentliche Meinung zu schonen; die Geldmäkler mochte man eben so wenig, um die neuern Sitten zu veredeln; sonach blieb nicht viel übrig, und die Gesellschaft war allerdings einige Zeit so gemischt und bunt durcheinander, wie in einer Laternamagica. Indessen erhielt dieser Verein doch bald seine Farbe, seinen Ton und sein Verdienst.

Der Vicekönig fand in Moskau eine Correspondenz der Fürstin Dolgorucki, welche damals in Paris gelebt hatte. Sie sprach in diesen Briefen ihr Lob über die Tuileries aus. Sie sagte, es sey nicht so eigentlich ein Hof, aber doch auch kein Lager. Sie finde darinnen etwas Statistisches, etwas, das eine ganz neue Haltung habe; der erste Consul trage keinen Chapeau-bas und keinen Stabdeggen; aber ein Haudegen sey er deshalb doch auch nicht *rc.* „Und da kann man sehen, fuhr der Kaiser fort, wie die Menschen sind mit

ihren Berichten, eben solcher Aeußerungen halber, die man jedoch ganz falsch vorgetragen hat, wurde die Prinzessin Dolgorucki sehr übel von mir behandelt. Ich habe ihr damals den Befehl gegeben, Frankreich zu verlassen; wir hielten sie für schlecht, und nun sieht man wohl, daß wir im Irrthum waren. Die Maitresse von M. de L., die er damals noch nicht zu seiner Frau gemacht hatte, trug viel dazu bei, uns den Russen zu entfremden."

Der Kaiser bemerkte, daß er, nach der Rückkehr von Elba, weniger verlegen gewesen seyn würde, Gesellschaft zu finden. „Sie war sogar schon durch die Damen, welche ich meine Wittwen zu nennen pflegte, gebildet: die Herzogin von Istrien, die Frau von Duroc, die Frau von Regnier, Legrand und alle die andern Wittwen meiner ersten Generale. Ich sagte den Prinzessinnen, welche mich fragten, wie sie ihren Hof nun wieder bilden sollten, sie möchten nur meinem Beispiel folgen. Nichts war ja natürlicher, nichts schöner und sittlicher. Sie waren noch schön und doch schon in der großen Welt gewesen. Es befanden sich darunter mehrere, die sogar sehr reizend und liebenswürdig genannt zu werden verdienten. Die Mehrsten werden nun unglücklich seyn; viele, sagt man, verheirathen sich wieder und verändern ihren Namen *), so daß von so vieler Größe und Reichthum, wozu ich den Grund gelegt hatte, wohl Alles, selbst bis auf den Namen verschwinden wird. Wenn dem so ist, wird man durch sie selbst freilich Gelegenheit zu der Bemerkung finden, daß das Radikalübel in der von mir getroffenen Wahl liege. — Das wäre aber um so schlimmer für sie, weil sie auf diese Weise sich den Insolenzen der alten Aristokratie preisgeben und ihr einen Triumph bereiten würden."

Wir erinnerten ihn jetzt abermals an das Ausreiten und beharrten darauf, weil wir wissen, daß es seine Gesundheit fordert — aber es war nichts mit ihm anzufangen. „Hier ist gut seyn, sagte er, laßt uns hler drei Hütten bauen." Wir kamen, bei dem nun fortgesetzten Plaudern, auf die Vorstadt Saint-Germain, auf das Hotel de Lugnes, das er die Hauptstadt davon nannte, und dann erzählte er von dem Epil der Frau von Chevreuse. Er hatte sie oft gewarnt und, wie er versicherte, großen Unrechts, wahrer Insolenzen halber. Es war damit außs Aeußerste gekommen und nun sagte er ihr eines Tages: „Madame! Nach Ihren Maximen und Feudalansichten betrachten Sie sich auf Ihren Gütern als unbeschränkte Gebieterin. Gut! ich bin nach diesen Ihren Grundsätzen der unbeschränkte Gebieter von Frank-

*) Man hatte dem Kaiser gesagt, daß drei oder vier der ausgezeichnetsten von diesen Wittwen sich wieder verheirathet hätten, was jedoch ungegründet ist.

reich, und Paris ist mein Gut. Hier leide ich niemand, der es darauf anlegt, mir unangenehm zu seyn. Ich richte Sie nach Ihren eigenen Gesetzen, verlassen Sie es und kommen Sie nie wieder."

Der Kaiser gab sich, wie er sagte, hierbei selbst das Wort, daß er wegen ihrer Rückkehr unbittlich seyn wolle. Er hatte zu viel erduldet, ehe er strafte und außerdem sey, äußerte er, ein strenges Beispiel unerläßlich gewesen, weil es die Nothwendigkeit, dergleichen zu wiederholen, erspare habe. Das war einer seiner großen Grundsätze.

Ich erzählte dem Kaiser: ich sey sehr viel in dem Hotel de Lunnes gewesen und habe Frau von Chevreuse und deren Schwiegermutter, der ich immer recht ergeben gewesen sey, sehr gut gekannt. Sie gab ihrer Schwiegertochter den Beweis einer seltenen und ausdauernden Liebe, indem sie ihr Ehelicheit theilte und sie auf allen ihren Reisen begleitete. Bei meiner Mission nach Illyrien fand ich dieselbe des Nachts in einem Gasthose am Fuße des Simplon. Das war denn eine Freude, ein ganz unerwartetes Glück für sie, so mitten in der Wüste die kleinsten Umstände über Paris und den Hof erfahren zu können. — Es glich der Gier Fouquets nach Lauzuns Bericht; denn die Entfernung von der Hauptstadt war für sie ein wahrer Tod; sie waren darüber in Verzweiflung.

Endlich sagte ich dem Kaiser, daß ich das Hotel de Lunnes während einer langen Zeit, wenn auch nicht erobert, doch beruhigt und vielleicht weniger noch als gleichgültig gesehen habe. Das unerwartete Unglück habe alles wieder aufgeregt.

Frau von Chevreuse, welche sehr hübsch, geistreich, liebenswürdig und beinah, noch etwas mehr als bizarr war — hatte sich durch den Reiz eine gewisse Berühmtheit zu erlangen und den Schwarm ihrer Courmacher und Anbeter, von denen einige ihrer Feindesweges würdig zu seyn schienen, verführen lassen. „Ich verstehe, sagte der Kaiser, sie hoffte, eine neue Fronte bilden zu können; ich war aber kein unmündiger König."

Die Brick Musquito, welche am 23ten März England verlassen hat, ist mit dem Journal de Debats bis zum 3ten und Londoner Blättern bis zum 21ten März angekommen. Der Kaiser gieng in sein Kabinet und befahl mir, ihm zu folgen. Er las das Journal de Debats. Inzwischen schickte mir der Großmarschall einen Brief, der für den Kaiser aus Europa angekommen war. Ich überreichte ihm denselben, er las ihn — seufzte — las ihn wieder, zerriß ihn dann und warf ihn unter den Tisch. Der Brief war offen angelangt! — Er setzte das Lesen der Zeitungen fort, dann unterbrach er sich nach einigen Minuten plötzlich und sagte mir: „Er war von meiner armen Mutter — sie befindet sich wohl und will zu mir kommen!" — —

Darauf las er weiter. Diese Nachrichten, die ersten, welche der Kaiser über seine Familie erhielt, waren von der Hand des Cardinal Gesch, und es schmerzte den Kaiser recht sichtlich, daß er sie offen erhalten hatte.

Donnerstags, den 30. Mai.

Der Kaiser gieng um 2 Uhr aus. Wir begleiteten ihn insgesammt. Er kam auf das Journal de Debats zurück und auf die Statuen, die man, nach den Zeitungen, Moreau und Pichegru errichtet hatte. „Moreau, sagte er, dessen Verschwörung im Jahre 1803 nun völlig erwiesen ist; Moreau, der im Jahre 1813 unter den Russischen Fahnen starb! Pichegru, der eines der größten Verbrechen begieng, daß man sich nur denken kann; ein General, der sich absichtlich schlagen läßt, der im Einverständniß mit dem Feinde seine eigenen Soldaten dem Tode opfert! Ja und dennoch — fuhr er fort — da die Geschichte nichts anders besagt, als was die Menschen aussprechen — und nun es ausgesprochen ist, daß jene große Männer gewesen sind, die sich um ihr Vaterland verdient gemacht haben, so werden sie auch am Ende dafür gelten und ihre Gegner nur elende Wichte genannt werden.“

Man erwiederte, daß könne nur in der Zeit der Finsterniß und der gänzlichen Unwissenheit der Fall seyn; da aber heut zu Tage die Menge öffentlicher Akten und Denkmäler, Druckschriften, Kupferstiche und was sonst nur Licht verbreiten kann, die Wahrheit allen denen enthülle, die sie nur wissen wollten, und jede Parthei ihre Geschichtschreiber habe, so würden mit Hülfe derselben die Vernünftigen auch ein unparteiisches Urtheil fällen können.

Der Kaiser setzte nochmals Moreau's, Georges und Pichegru's bekannte Sache weiter auseinander. Ich habe davon bereits geredet und versprochen, späterhin die genauesten Umstände darüber mitzutheilen. Er sagte heute, daß derjenige, von dem man die ersten Anzeigen hierbei durch seine Bekenntnisse erhielt, eine Person, ohne sie jedoch nennen zu können, bezeichnet habe, von welcher Georges und die andern Anführer nur mit abgezogenem Hut, so wie überhaupt mit vieler Achtung und Ehrfurcht sprächen. Man glaubte anfangs, es müsse das der Herzog von Berry seyn; dann dachte man einen Augenblick, daß von einer vorübergehenden Erscheinung des Herzogs von Englien Rede gewesen seyn könne. Charles d'Hosier, einer der Mitverschwornen, der im Gefängniß melancholisch wurde, zerriß den Schleier, ohne es zu wollen. Er hieng sich wenig Tage nach seiner Arretirung; man ließ hinzu, als Lärm entstand, man schnitt ihn ab; aber die Natur behauptete ihre Rechte. Hingestreckt auf sein Lager

und erschüttert von dem, was geschehen war, stieß er Vermuthungen gegen Moreau aus, beschuldigte denselben, daß er ihnen viele rechtliche Leute lügenhafter Weise genannt, große Hülfen versprochen und doch niemand dazu gehabt habe; er erwähnte dabei auch Georges und Pichegru. Das gab Anlaß zu dem ersten Verdacht gegen Moreau und begründete die ersten Anzeigen gegen Pichegru; bis jetzt hatte man weder auf den einen noch auf den andern gedacht. Real, der bei dieser Art von Todesbekenntniß d'Hosiers gegenwärtig gewesen war, schlug dem Konsul vor, Moreau arretiren zu lassen.

„Die Gährung war eine der stärksten, sagte der Kaiser, und die öffentliche Meinung im höchsten Grade aufgeregt. Man machte die Aufrichtigkeit der Regierung in Hinsicht sowohl auf die Wahrheit der Verschwörung, von welcher sie sprach, als auf die Verschwornen, die sie nannte, selbst verdächtig. Die Zahl der Letztern belief sich auf 40 Personen, die, nach der Versicherung des Gouvernements, in Paris seyn sollten. Man machte ihre Namen bekannt und der erste Konsul setzte eine Ehre darein, sie alle festzunehmen. Er gab Bessieres den Auftrag und Befehl, seine Garde solle Paris umringen und die Mauern der Stadt bewachen. Sechs Wochen lang durfte niemand ohne angegebene und gut geheißne Gründe Paris verlassen. Die allgemeine Stimmung war trübe, aber an jedem Morgen zeigte der Moniteur die Arretirung von ein, zwei oder drei der erwähnten Individuen an. Die Meinung änderte sich — sie wendete sich mir wieder zu und der Unwille wuchs in dem Maasse, als die Zahl der Verschwornen, welche man einzog, sich mehrte. Es erwischte auch nicht ein Einziger, sie wurden alle ergriffen.“

Die öffentlichen Blätter jener Tage besagen, daß Georges nur, nachdem er zwei Menschen umgebracht hatte, seinem Schicksal erlag. Es schien, als habe ihn sein Kamerad verrathen, der das Kabinotet fuhr, auf welchem sich beide befanden.

Was Pichegru betrifft, so wurde dieser das Opfer des allerschändlichsten Verraths. „In der That, sagte der Kaiser, so etwas erniedrigt die Menschheit. Er wurde durch seinen vertrautesten Freund verkauft. Ich mag ihn nicht nennen, so häßlich und ekel-erregend ist seine That.“ Wir sagten ihm, der Name desselben stehe im Moniteur und er war darüber verwundert. „Dieser Mann, fuhr er fort, ein ehemaliger Militair, der nachher einen Handel zu Lyon trieb, erbot sich, ihn für hunderttausend Thaler auszuliefern. Er erzählte, daß sie Tags zuvor mit einander soupiert hätten und daß Pichegru, der seinen Namen täglich im Moniteur lese, der sein Schicksal kommen sehe, ihn gefragt habe: Aber wenn ich mich nun mit einigen andern Generalen kühn vor die Fronte der Truppen hinstellte, würden wir sie nicht zum Auf-

stand bringen? — Nein, habe er, sein Freund, ihm geantwortet, erwarten Sie nichts von Frankreich; nicht Ein Soldat würde Ihnen folgen. Und das war allerdings so. Bei einbrechender Nacht führt der Treulose die Polizeiagenten an Pichegru's Thüre, beschreibt ihnen das Innere der Stube und welche Mittel der Verteidigung er besitze. Pichegru hatte Pistolen auf seinem Nachttisch. Das Licht brennt und er schläft. Man öffnet die Thür ganz leise mit den Nachschlüsseln, welche der theure Freund dazu besonders fertigen lassen, wirft den Nachttisch um, das Licht löscht aus, es kommt zum Ringen, denn Pichegru, der sehr stark war, erwacht. Man mußte ihn binden und nackend fortbringen; er brüllte dabei wie ein Stier."

Dem ersten Konsul lag, als er zur Regierung kam, sehr am Herzen, die östlichen Departements zu beruhigen. Er hatte die mehresten Chefs zu sich kommen lassen, viele erweicht und einige sogar bei dem Namen des Vaterlands und des Ruhmes bis zu Thränen geführt. Auch an Georges kam die Reihe. Der Kaiser griff durch alle seine Fibern, schlug alle Saiten an, umsonst; die Tonleiter wurde durchgearbeitet, ohne daß ein Nachhall hervorzubringen gewesen wäre. Er blieb unempfindlich für jedes edlere Gefühl und auf kalte Weise herrschbegierig; nichts brachte ihn davon ab, daß er in seinen Bezirken befehlen wolle. Endlich, als der erste Konsul alle Mittel der Versöhnung erschöpft hatte, nahm er die Sprache der höchsten Autorität an. Er entlies ihn mit der Ermahnung, in seine Heimath zu gehen und dort still und in Unterwerfung zu leben — besonders möchte er sich nicht über die Natur der eben von ihm ergriffenen Maasregel irren, nicht etwa für Schwäche halten, was nur eine Folge der Mäßigung und Uebermacht sey; er solle sich selbst und allen den Seinigen sagen, daß, so lange er, der erste Konsul, die Zügel der Regierung in den Händen habe, für keinen, der zu conspiriren wage, Glück und Rettung zu hoffen sey. Georges gieng und die Zukunft hat bewiesen, daß er in dieser Zusammenkunft doch einige Achtung für den bekommen hatte, den er gleichwohl ohne Unterlaß zu stürzen suchte.

Moreau war der Anziehe- und Vereinigungspunkt für die Wolke der Unzufriedenen, die von London nach Paris sich wälzte. Es scheint, als habe Lazollais, sein Adjutant, sie getäuscht, indem er im Namen Moreau's zu ihnen sprach und ihnen die Versicherung gab, daß dieser General ganz Frankreich und der Armee gewiß sey. Moreau sagte ihnen hingegen bei ihrer Anfuhr ohne Unterlaß, daß er niemand auf seiner Seite habe, selbst seine Adjutanten nicht; daß aber alle Welt sich zu ihm schlagen würde, wenn sie nur zuvor den ersten Konsul tödten.

Moreau war, sich selbst überlassen, ein sehr guter Mensch, den man leicht leiten konnte, und hieraus erklärt sich sein ungeregeltes Verhalten. Heute verließ er das Schloß ganz entzückt und wenn er wiederkam, war er von Neuem voll Groll und Bitterkeit, weil er dann mit seiner Frau und seiner Schwiegermutter gesprochen hatte. Der erste Konsul, der ihn gern an sich gezogen hätte, söhnte sich einmal ganz mit ihm aus; aber das dauerte nicht vier Tage. Jetzt schwor er, ein Gleiches nicht wieder zu unternehmen, und wirklich versuchte man nachher mehrmals, sie einander wieder zu nähern, ohne daß Napoleon darauf eingieng. Er sagte voraus, Moreau würde Fehler begehen, die ihn ins Verderben stürzen würden, und allerdings konnte er dies auf keine Art thun, die vortheilhafter für den ersten Konsul gewesen wäre.

In Wittenberg nahm man einige Tage vor der Schlacht bei Leipzig die Wagen und Sachen weg, in welchen sich Moreau's Papiere befanden, welche man an seine Wittve nach England zurücksendete. Einer dieser Briefe war von Madame Moreau selbst, die an ihren Mann geschrieben hatte, daß er doch seinem Bögern, seiner gewohnten Unbedeutendheit ein Ende machen und sich dazu entschließen möchte, zweckmäßigerweise eine Parthei zu ergreifen, nämlich der Legitimität der Bourbons den Sieg zu erkämpfen. Moreau antwortete einige Tage vor seinem Tode darauf, daß sie ihn mit ihren Hirngespinnsten doch in Ruhe lassen möchte. „Ich habe mich, schrieb er ihr, Frankreich wieder sehr genähert, so daß ich gute Erkundigungen einziehen kann. Nun denn, ich bin in ein wahres Wespennest gerathen.“

Der Kaiser hatte einen Augenblick lang die Idee, diese Papiere im Moniteur abdrucken zu lassen, aber es existirten noch in Frankreich einige Personen, die blind an der Meinung hiengen, welche sie nun einmal von Moreau gefaßt hatten, und ihn hartnäckig für ein Opfer der Tirannei ansahen. Die Gegenrevolution hatte es noch nicht erlaubt, sich dieser bisher nicht zugestandenen Handlungen zu rühmen und den Lohn dafür zu fordern. Der Umstand einer persönlichen Feindschaft hielt den Kaiser zurück. Er hielt es nicht für gut, sie zu seinem Vortheile wieder ins Gedächtniß zu rufen und das Andenken eines Mannes, den eine Kanonenkugel auf dem Schlachtfelde so eben getroffen hatte, zu beflecken.

Der große Prozeß über Moreau und Pichegru dauerte sehr lange und erregte die öffentliche Meinung sehr. Noch mehr ward die Wichtigkeit dieser Sache und deren Krisis dadurch erhöht, daß sie mit der Sache des Herzogs von Enghien in Verbindung stand, und sie durchschnitt. „Die Staatsmänner, sagte der Kaiser, warfen

mir eine Menge Fehler bei diesem Prozesse vor und verglichen ihn mit dem Ludwigs XVI. in der Halsbandsgeſchichte, den er in die Hände des Parlaments legte, ſtatt ihn durch eine Kommiſſion entſcheiden zu laſſen. Ihnen nach hätte ich mich damit begnügen ſollen, die Strafbaren einer Militärkommiſſion zu übergeben; dann wäre die Sache in vier und zwanzig Stunden vorbei geweſen. Ich hätte es thun können; es war legal und man hätte mir nicht mehr deſſhalb zur Laſt gelegt; ich hätte mich nicht einmal den Gefahren ausgeſetzt, die ich entgegengeſetzten Falls vor mir ſah. Aber ich fühlte eine ſo unbeſchränkte Macht in mir, und war ſo innig von meiner Gerechtigkeit überzeugt, daß ich wünſchte, die ganze Welt ſolle Zeuge davon ſeyn. Auch waren die Geſandten, die Agenten aller Mächte bei den Debatten zugegen."

Einer von uns bemerkte dabei, daß die Parthei, welche er, der Kaiſer, ergriffen habe, für die Geſchichte und ſeinen Charakter als die allerbeſte angeſehen werden müſſe. Es exiſtirten durch ſie drei Bände authentischer Aktenſtücke über den Prozeß.

Ein anderer, der damals bei der Armee von Boulogne mit geſtanden hatte, ſagte, daß alle dieſe Begebenheiten, ſelbſt die des Herzogs von Enghien, dort ſehr einfach aufgenommen worden wären, daß man ſie auf Treu und Glauben angenommen habe, und er ganz erſtaunt geweſen ſey, als er einige Monate drauf, wo er nach Paris gekommen, dort die Erbitterung, deren Urfache ſie geweſen, bemerkt habe.

Der Kaiſer gab zu, daß dieſe, beſonders aber jene, welche der Tod des Herzogs von Enghien hervorgebracht habe, außerordentlich geweſen, und über dieſe leſtern urtheile man ſogar noch jezt, wie es ſcheine, in Europa mit Vorurtheil und Leidenschaftlichkeit. Er zählte von neuem ſein Recht und ſeine Gründe auf, und ließ die zahlreichen Verſuche gegen ſein Leben vor uns vorübergehn. Doch ſey er es, wie er bemerkte, der Gerechtigkeit ſchuldig, zu bekennen, daß er nie Ludwig XVIII. in eine direkt gegen ſein Leben gerichtete Verſchwörung verwickelt gefunden habe, was, wie man wohl ſagen könnte, anderwärts der immerwährende Fall geweſen. Er hätte nie etwas andres von dieſem Fürſten als ſyſtematiſche Pläne, ideale Operationen u. ſ. w. erfahren.

„Wäre ich 1815 auf dem Throne geblieben, würde ich einige der leſtern Mordverſuche ans Tageslicht geſtellt haben. Vorzüglich wäre Maubreuil's Sache feierlich durch den erſten Gerichtshof des Reichs unterſucht worden, und Europa würde bei dem Anblicke, bis wohin die Schande des Meuchelmords und der Nachſtellungen ſich verſteigen konnte, vor Schrecken geſchaudert haben.

Freitag, den 31. Mai.

Um 5 Uhr begab ich mich zu dem Kaiser in den Garten. Wir waren alle dort versammelt. Er sprach von politischen Gegenständen und malte die traurige Lage Englands mitten in seinen Triumphen, den Abgrund seiner Schuld, die Thorheit, die Nothwendigkeit und doch die Unmöglichkeit, eine Kontinentalmacht werden zu können, die Gefahren seiner Konstitution, die großen Verlegenheiten seiner Minister, die gerechten Beschwerden aller. England wende auf seine 160 bis 200 Tausend Mann eben so große Anstrengungen, als er, der Kaiser, jemals zur Zeit seiner großen Macht gethan habe, und vielleicht noch mehr. Nie habe er mehr als 500000 Mann französische Truppen auf dem Kriegsfusse gehabt. Jetzt giengen die Schritte aller Mächte des Kontinents in den Fußstapfen seines Kontinentalsystems weiter, und dies werde noch mehr geschehen, je ruhiger sie sich darin festsetzten. Er nahm keinen Anstand, zu behaupten, und bewies es, daß ohneachtet der jetzigen Ereignisse England dabei, wenn es dem Traktat von Amiens treu geblieben wäre, gewonnen haben würde, daß ganz Europa Vortheil gehabt und nur er, Napoleon, und sein Ruhm verloren hätten. Und doch sey es England und nicht er gewesen, der ihn gebrochen.

Für England gab es nur noch Ein System, fuhr er fort, das, auf seine Konstitution sich zu beschränken, das Militairsystem aufzugeben, sich nur durch seinen Einfluß auf dem Meere, auf welchem es jetzt allein herrschte, in die Angelegenheiten des Kontinents zu mischen. Bei jeder andern Maasregel konnte man ihm großes Unglück voraussagen, und es nahm unvermeidlich eine andere, weil seine ganze Aristokratie es so begehrte, und die Nartheit, der Stolz oder die Häuslichkeit seines gegenwärtigen Ministers es dahin brachte, auf dem jetzt eingeschlagenen Wege zu beharren.

Als die Unterhaltung beendet, zog sich der Kaiser in sein Cabinet zurück und ich mußte ihm folgen. Er sprach mit mir von einem Briefe, der an mich mit der gewöhnlichen Post aus England gesendet worden sey, und den der Gouverneur zurückbehalten habe, weil er nicht offiziell an ihn gerichtet gewesen. Eben dies erzählte man auch von einem Briefe für den Großmarschall. Der Kaiser bemerkte, daß, wenn dem so sey, in dem Verfahren des Gouverneurs etwas Grausames und Unmenschliches liege, indem er diese Briefe zurückgesendet habe, ohne uns ein Wort davon zu sagen, ohne uns den Trost wenigstens zu geben, zu wissen von wem sie wären. — Auf dieser Insel kann ein Mangel in

der Form, sagte er, leicht verbessert werden; zwei tausend Stunden von uns entfernt geht das nicht so leicht an. Bei dieser Gelegenheit erzählte ich dem Kaiser, daß mir übrigens vor 8 bis 10 Tagen etwas Aehnliches begegnet sey. „Eine nach Europa abgehende Person hatte mich mit Anträgen, mir einen Dienst leisten zu wollen, ordentlich verfolgt. Endlich hatte ich mich ergeben und ihr einen alten Schuh als Muster und eine Uhr, um sie mir austauschen zu lassen, anvertraut, weil man letztere hier nicht reparirt bekommen kann. Der Gouverneur jedoch hatte diese Aufträge verboten, weil sie nicht unmittelbar an ihn selbst gelangt waren. Ich habe niemand etwas davon gesagt, Sire, weil es mein Grundsatz ist, eine Beleidigung, der ich nichts entgegen zu setzen habe, hinter zu schlucken; aber ich werde schon die Gelegenheit finden, darüber dem Gouverneur meine Meinung zu sagen. Bis dahin haben weder er noch mein Kommissionair das Vergnügen gehabt, mir auch nur ein Wort oder eine Zeile darüber abzupressen, obgleich der letztere mehreremale wieder auf den Auftrag zurückgekommen ist.“

Nach Tische sprach der Kaiser über unsre Lage und das Benehmen des Gouverneurs, der heut plötzlich wieder die Kunde um unsre Mauern gemacht hat, und kam dabei auf die letzte Unterredung, welche sie zusammen gehabt haben, zurück. Er sagte köstliche Dinge darüber; unter anderm: „Ich habe ihn allerdings sehr mißhandelt, und nichts als meine jetzige Lage konnte mich deshalb rechtfertigen; aber in ihr ist mir die üble Laune erlanbt, deren ich in jeder andern mich schämen würde. Wäre es in den Tuileries geschehen, so würde ich mich in meinem Gewissen zu Vergütungen verpflichtet glauben. Niemals mißhandelte ich zur Zeit meiner Macht jemand, wo ich nicht auch gleich wieder ein Wort gesprochen hätte, das alles wieder gut machte; aber hier ist kein solches gefallen und ich hatte auch gar keine Lust dazu. Ueberdies zeigte er wenig Empfindlichkeit dabei; sein Bartgefühl schien gar nicht verwundet zu seyn. Ihm zu Ehren hätte ich zum Beispiel gewünscht, daß er Bohn gezeigt, die Thüre im Hinausgehen heftig zugeworfen hätte. Dann hätte ich doch wenigstens die Ueberzeugung gehabt, daß Kraft und Elastizität in ihm sey; aber nichts von alle dem habe ich bemerkt.“

Die Unterhaltung kam nun wieder auf Politik; sie war geistreich, lebhaft, fließend und so interessant, daß ich auf einige Augenblicke den Winkel der Erde, in welchem ich mich befand, vergessen, mich fast noch in den Tuileries oder in der Straße Bourgogne glauben konnte.

Ich will hier die mir noch übrigen Capitel über die itallienische Armee anfügen, um sie von den vorhergehenden durch keinen zu großen Zwischenraum zu trennen. Das Interesse, das in ihnen liegt, läßt mich lebhaft bedauern, daß ich nicht mehr davon besitze. Selbst das von Leoben wird man unvollständig finden, doch wird es trotz dessen nur um so schätzbarer seyn, weil ich mich zu erinnern glaube, daß es nicht ganz in derselben Gestalt aufbewahrt worden ist, folglich wird es sehr viel Interessantes haben, die ersten Dictata mit dem vollendeten Werke zu vergleichen.

Schlacht am Tagliamento.

Von dem Uebergange über die Piave den 13. März 1797 bis zu dem Einrücken der französischen Armee in Deutschland den 28. desselben Monats — Zeitraum von 17 Tagen.

I. Zustand Italiens im Anfange des Jahres 1797. Der Friede von Tolentino hatte die guten Verhältnisse mit Rom wieder hergestellt. Der neapolitanische Hof war mit der Mäßigung der Franzosen, in Hinsicht auf den Papst, zufrieden. Er erkannte darinn einen Beweis, daß die Absicht der Republik dahin gehe, sich nicht in seine innern Angelegenheiten zu mischen, und den Unzufriedenen keinen Schutz zu gewähren. Wir waren Meister der Republik Genua; die oligarchische Parthei hatte daselbst kein Ansehen. Die Cispadanische und Transpadanische Republik waren beide von dem besten Geiste beseelt, und wir fanden dort jede Art von Beistand. In Piemont hatten Alexandrien, Genestrelle, Cherasco, Coni, Tortona, französische Garnison. Suza, Labrunette, Desmont waren geschleift. Das Elend und die Unzufriedenheit stiegen bei dem Volke aufs Höchste. In mehreren Provinzen hatten sich aufrührerische Bewegungen gegen den Hof gezeigt. Der König von Sardinien zog seine Linientruppen in Armeekorps zusammen, um diese zu unterdrücken, und der französische General that alles, was er konnte, um in Piemont die Ordnung und Ruhe zu erhalten; oftmals schon hatte er gedrohet, daß er Truppen